Norwegische Bilder

Norwegische Bilder.

Urteile der Presse über die erste Auflage.

Christlicher Bücherschatz. 1886.

Red. Pfarrer G. Schlosser.

. . . Wer sich nun an diesem hocherfreulichen Bild christlichen Lebens und Wirkens in Norwegen erquicken will, der lese das Buch, dessen Namen in unserer Überschrift angegeben ist, irren wir nicht, von einer der ersten norwegischen Diakonissin meisterhaft geschrieben, indem nämlich bei Darstellung der Geschichte des Diakonissenwesens in Norwegen alle jene Einzelbilder an uns vorübergeführt und zu einem großen Gemälde evangelischen Lebens in Norwegen vereinigt werden. Einen besonderen geistigen Genuß hat man an den poetischen Schilderungen der norwegischen (großartigen) Landschaften (Meer, Fjord, Gebirge) und einzelnen, oft gefährlichen, aber durch Gottes Gnade glücklich verlaufenden Reisen von Diakonissen durch Sturm und Wogen, über das brechende und krachende Eis der Meeresarme u. s. w.

Correspondenzblatt der Diakonissen von Neuendettelsau.

Red. Rektor Meier. Okt. 1886.

Ein sehr schönes Büchlein ist dies: Norw. Bilder . . . (da wir die Verfasserin wohl kennen, so sei sie hiermit herzlich gegrüßt in der Gemeinschaft des Glaubens und der Liebe!) Das sind frisch und lebendig gezeichnete Bilder aus der Diakonissenarbeit in dem schönen Nordlande und wir empfehlen den Schwestern und unsern Töchtern auch für Kränzchen dies liebe Büchlein aufs wärmste.

Blätter aus dem Henriettenstift, Hannover.

Red. Pastor Büttner. Okt. 1886.

Norw. Bilder . . . Von lieber uns wohlbekannter Hand, in Stunden einer von Gott auferlegten Muße, mit sinnender Liebe und dankbarem Auge gezeichnete Bilder, welche den Christen Deutschlands und namentlich unsern Schwestern zur Erbauung und Erweckung dienen können.

Blätter aus dem Diakonissenhaus zu Frankfurt a. M.

Red. Pfarrer Leydhecker. Januar 1887.

Norw. Bilder . . . Dieses Büchlein sei hiermit allen Lesern dieser Blätter auf das wärmste empfohlen. Eine seit Jahren kranke Diakonisse des Mutterhauses zu Kristiania, die sich während dieses Winters in unserem Frankfurter Diakonissenhaus aufhält, hat diese heimatlichen Bilder auf ihrem Krankenlager gezeichnet und damit uns deutschen Christen einen Einblick in das reiche Geistes- und Liebesleben der uns so nahe stehenden und doch so wenig bekannten evangel.-lutherischen Kirche Norwegens eröffnet. Niemand wird das köstliche Büchlein lesen, ohne der Verfasserin im Geiste zu danken — — —

Der Kranken-Freund.

Carlsruhe. Red. Pfarrer Walter. Juni 1887.

Norw. Bilder . . . Aus dem lieben trefflichen Büchlein haben wir schon früher etliches mitgeteilt, namentlich von der Arbeit an den Aussätzigen. Ein weiter Weg ist es, den wir hier geführt werden. Erst das Entstehen und Wachsen des Diakonissen-Mutterhauses in Kristiania, dann hinein in die Stavanger Kreise, in die Seemannsmission von Bergen, in die Liebesarbeit zu Lillehammer, in Tromsö, über Norwegen hinaus nach Madagaskar und Zululand in Afrika, zu den Santhalen in Indien. Die wohlthuenden Bilder des Lichts und Lebens mit ihren trefflich geschilderten Charakteren und ihrem warmen Liebeshauch sei Schwestern und Nichtschwestern hiermit herzlich empfohlen.

Rikke Nissen

Norwegische Bilder

aus

der Geschichte der weiblichen Diakonie

nebst anderen Liebeswerken.

Herausgegeben von

R. N.

Bevorwortet von

Dr. theol. Max Frommel,
Generalsuperintendent zu Celle.

Zweite vermehrte Auflage.

Leipzig
Julius Drescher's Verlag.

Vorwort.

Es ist ein wehmütiger Dienst, den ich mit dem Geleitswort dieses sinnigen Buches thue. Mein unvergeßlicher Freund, Professor Dr. th. von Zezschwitz, hatte es den deutschen Lesern mit seiner weithin geltenden Stimme empfehlen wollen. Nun ist er heimgegangen als ein Streiter und Arbeiter seines Herrn in die Ruhe, die vorhanden ist seinem Volke. Gerne will ich an seiner Statt thun, was er so gerne gethan hätte, als ein Freund Norwegens und seines Volkes, wie der Entschlafene und will diese Schrift uns Deutschen empfehlen, obgleich sie sich von selbst empfiehlt.

Zeichnet sie uns doch das Samenkorn des Glaubens, der in Liebe thätig ist, in seiner Senfkornsgestalt und in seinem Wachstum zu einem Baume, dessen Äste über das ganze norwegische Land vom schönen Fjord der Hauptstadt bis zum Lande der Mitternachtssonne sich ausbreiten, in dessen Schatten die Armen und Kranken wohnen, und in dessen Zweigen das Lied der Liebe Christi rauscht. Es sind ungemein anziehende, wohlthuende Bilder, welche die gewandte Feder der norwegischen Verfasserin in edler Schlichtheit, lebensvoller Schilderung und künstlerischer Abrundung uns

vorführt. Nirgends schwärmerische Übertreibung, überall maßvolles Urteil, ruhend auf Sachkenntnis, Menschenkenntnis, Schriftkenntnis. Ausgehend von dem Diakonissen-Mutterhaus in Kristiania, seinem Entstehen und Wachsen, führt uns die Schrift weiter in die eigentümlich gefärbten Stavanger Kreise, in die Seemannsmission von Bergen, in die Arbeit der inneren Mission zu Lillehammer und Tromsö mit dem herrlichen Lebensbild von Henriette Gislesen, deren Briefe wahre Edelsteine sind. Aber weit über Norwegens Gefilde hinaus sehen wir die Sendboten der Liebe von dort nach Madagaskar, nach Zululand in Afrika und zu den Santhalen in Indien ziehen. Es sind Bilder des Lichts und des Lebens aus Christo, welche um so wohlthuender gerade jetzt von dorther zu uns kommen, als die Kunde von dem politischen Treiben dort uns nur mit tiefem Schmerz erfüllen kann. Es ist für jeden Christen geradezu tröstlich und erbaulich, in dieser Schrift zu sehen, wie auch in dunkler, schwerer Zeit das Evangelium von Christo eine Kraft Gottes ist, welche die Sünder selig, die im Glauben Seligen barmherzig und die Barmherzigen trotz aller Widerstände stark macht.

Es weht aus diesem anspruchslosen Büchlein ein warmer Hauch der Liebe, wie ein Geruch des Feldes, welches der Herr gesegnet hat.

Celle, im September 1886.

Max Frommel, D. th.,
Generalsuperintendent.

An die Leser!

Dieses Schriftchen, welches der Verfasserin während mehrjähriger Ausspannung aus dem lieben Diakonissenberuf auf dem Krankenlager daniederliegend zu schreiben vergönnt wurde, war in seiner ersten Aufllage zunächst für die Diakonissenhäuser bestimmt. Durch gütigen Beistand vieler Helfer und Helferinnen innerhalb derselben, — denen hier ein herzlicher Dank für ihre freundliche Hülfe dargebracht wird, wurde die erste Auflage außerordentlich schnell vergriffen, wozu die warme Empfehlung des Herrn Generalsuperintendenten Max Frommel gewiß nicht wenig beigetragen hat. Diese zweite aufs neue durchgesehene Auflage darf sich wohl eine verbesserte und vermehrte nennen insofern als nicht nur hie und da kleinere Ergänzungen und Erweiterungen, sondern auch der kleine Abschnitt „die Sennhütte zu Tonsaasen“ und der größere Theil der beiden letzten Kapitel neu hinzugefügt sind. — Den Diakonissenhäusern ist auch für diese Auflage Preisermäßigung zugegesichert.

Indem das Büchlein jetzt hinausgeht um durch den Buchhandel einem weiteren Leserkreis bekannt zu werden, bittet es auch hier um eine freundliche Aufnahme, wie es ihm früher in dem engeren Kreise zu Theil wurde. Wenn es ihm gelänge hie und da ein Samenkorn auszustreuen, das zur Förderung des Reiches Gottes aufblühen könnte, würde es der Verf. einen reichen Lohn für ihre unter vielen Schmerzen ausgeführte, doch so liebe Arbeit sein.

Frankfurt a. M., im Dezember 1887.

R. N.

Inhalt.

Der kirchengeschichtlichen Darstellung liegen hauptsächlich folgende Schriften zu Grund: Dr. theol. Bang: Udsigt over den norske Kirkes Historie efter Reformationen; Hans N. Hauge og hans Samtid; Prof. R. Nissen: De skandinaviske Landes Kirkehistorie; Pastor M. J. Färden: Peter Härems Liv og Virksomhed; Pastor H. Sommerfeld: Den norske Zulumission sowie mehrere Missionsschriften Berichte und Kirchenzeitungen.

Die Saatzeit.

Wo dem Gefilde
Mit Friedensjaat
Voll Himmelsmilde
Der Sämann naht;

Wenn ausgeweinet
Die Wolken grau,
Dann erst erscheinet,
Das Himmelsblau.

Dann tritt die Sonne
Aus dem Gezelt,
Dann dampft in Wonne
Das warme Feld.

Dann girrt im Laube
Mit süßem Laut
Die Turteltaube,
Die Frühlingsbraut.

„Der Schnee ist gangen,
Der Lenz ist da,
Die Blumen prangen.
Halleluja."

Gerok.

Kennst du die kleinen Samenkörner, welche herumfliegen, als ob sie Flügel hätten? Der Wind führt sie fort — fort zur Vernichtung — denkst du vielleicht, aber siehe, in der Ferne fällt ein Körnlein in guten, wohlbereiteten Boden, wo es keimt, wurzelt und wächst, bis es zu seiner Zeit liebliche Blüten und Früchte trägt. Gedruckte und geschriebene Worte können auch solche Samenkörner sein, welche herumfliegen und in weiter Ferne wurzeln und blühen.

Mit ähnlichen Worten wurde einst der Anfang des schwedischen Diakonissenhauses bezeichnet; sie kennzeichnen aber zugleich die Anfänge in den beiden skandinavischen Bruderländern, wenn auch in etwas verschiedener Weise. Während in Schweden ein einziges Körnlein — ein Bericht des Straßburger Mutterhauses, welches in die Hände einer gläubigen Familie fiel,

genügte, um die Pflanze der weiblichen Diakonie dort wurzeln zu lassen, wo sie jetzt schon seit 34 Jahren herrlich blüht, so mußte der Boden in Norwegen lange sorgfältig bereitet und die Saat reichlich ausgestreut werden, ehe sie Wurzeln faßte; alsdann konnte sie sich aber eines schnellen Wachstums erfreuen.

Den meisten deutschen Lesern werden wohl die kirchlichen Verhältnisse Norwegens ziemlich unbekannt sein, darum wollen wir zur Orientierung zuerst einen Blick auf dieselben werfen. Die Landeskirche ist, wie bekannt, evangelisch-lutherischen Bekenntnisses. Die Reformation wurde 1537 auf Befehl des frommen evangelischen Königs der vereinigten Königreiche Dänemark und Norwegen Christian III. eingeführt, ohne daß der evangelische Glaube bereits in die Gemeinden eingedrungen war. Das Jahrhundert der Reformation war darum besonders eine Zeit des Streites; in vielen Gegenden schien die Hauptsache mehr die zu sein, Heiligenbilder zu verbrennen, katholische Gebräuche aufzuheben und die Kirchengüter an den Staat zu bringen, als evangelischen Glauben zu verkündigen. Kein Wunder, daß das Volk sich der neuen Kirchenordnung nicht leicht unterwerfen wollte — es kam sogar vor, daß die aufgedrungenen evangelischen Geistlichen ermordet wurden. Trotz der vielen Mißstände und mancherlei Schwierigkeiten war doch am Ende des 16. Jahrhunderts die lutherische Reformation mit ihrer Kirchenorndung in Norwegen eingeführt.

In den beiden folgenden Jahrhunderten können wir dieselben Strömungen, welche die lutherische Kirche Deutschlands bewegten, auch in Norwegen spüren, nur bedeutend abgeschwächt. Auch hier finden wir die Zeiten der Orthodoxie und des Pietismus, die herrnhutische Bewegung und am Ende des 18.

wie in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts auch den Rationalismus, welch letzterer sich indessen hier nicht so fest einbürgern konnte als in den übrigen europäischen Ländern, weil er sowohl von oben wie von unten bald Widerstand fand. Von der 1811 in Kristiania gegründeten Universität gingen nämlich keine rationalistischen Theologen mehr hervor; wir hatten das Glück von Anfang an gläubige theologische Universitätslehrer zu haben. Und sobald der Rationalismus den Weg nach Norwegen fand, entwickelte sich auch die mächtige Erweckung, welche durch die Laienpredigt des Bauern Hans Nielsen Hauge und seiner Freunde hervorgerufen, den kräftigsten Widerstand von unten leistete.

Durch die weiten Reisen, die Hauge und seine Freunde trotz aller Strapatzen und Hindernisse unermüdlich unternahmen, sowie durch seine religiösen Schriften, die ihrer mangelhaften Form ungeachtet in Tausenden von Exemplaren gelesen wurden, hatte diese Erweckung sich schnell bis zu den entlegensten Gegenden unseres Landes verbreitet. Dies konnten jedoch die Rationalisten nicht ruhig mit ansehen. Es bestand damals ein Verbot gegen religiöse Versammlungen. Hauge wurde wegen Übertretung dieser Verordnung 1807 verhaftet, eine große Menge Zeugen vorgeführt, sowie Erklärungen von geistlichen und weltlichen Behörden erbeten. Alle gaben ihm und seinen Anhängern das schönste Zeugnis christlichen Wandels, wenn auch die Rationalisten meinten, daß seine Lehre schwärmerisch sei und er die Verordnung oft übertreten habe. Dennoch mußte er zehn Jahre im Gefängnis schmachten, seine Gesundheit war für immer untergraben, und wenige Jahre nachher holte der Herr ihn heim. Eine Illustration der damaligen Gerichtspflege und des Vertrauens, welches man trotz alledem

1*

in Hauge setzte, zeigt folgendes Begebnis. Als es in den Kriegsjahren an Salz fehlte, schickte man den Gefangenen als Bevollmächtigten der Regierung im Lande herum, um Salzwerke einzurichten, indem er das Versprechen geben mußte, sich nach beendigtem Auftrag wieder im Gefängnis einzufinden, was er auch pünktlich that. In zweierlei Weise hat er Norwegen Salz gebracht, der Kirche wie dem Staate. Als die Verordnung später aufgehoben wurde, setzten seine Freunde von der Not gezwungen und durch die lokalen Verhältnisse begünstigt sein Werk fort. In vielen Gegenden muß nämlich die zerstreut wohnende Bevölkerung oft entweder mehrere stunden- ja zuweilen oft sogar tagelange, stürmische Seereisen oder beschwerliche Gebirgsfahrten unternehmen, um zur Kirche kommen zu können. Unter solchen Verhältnissen hat die Laienpredigt gewiß viel Segen gestiftet, besonders vielleicht in der Verfolgungszeit. Der Haugianismus ist die mächtigste Volksbewegung in unserem Lande, durch deren Hervortreten erst die norwegische Kirchengeschichte national wurde. Sie wäre übrigens nicht möglich gewesen, wenn unter dem Volke nicht als das beste Erbe aus der Zeit der Orthodoxie die durchgehende Ehrfurcht vor dem Worte Gottes geherrscht hätte*).

*) Aus dieser Zeit stammt auch die Furcht vor falscher Lehre, welche bei den Haugianern sogar zu übertriebener Wertschätzung nicht nur alter Schriften, sondern auch veralteter Ausdrücke sich steigerte. Mit dem Pietismus durch die tiefe Innigkeit, den glühenden Eifer für die Bekehrung der Einzelnen verwandt, trat die Verkündigung der Haugianer doch in bewußten Gegensatz zu dem überschwenglichen Gefühlsleben des entarteten Pietismus und Herrnhutismus. Sich von den Pietisten unterscheidend betonten die Haugianer sehr die Treue in dem zeitlichen Beruf und gehörten somit zu den fleißigsten Bürgern des Staates. Daß sie die Sakramente nicht gebührend zu schätzen wußten, haben sie mit den Meisten der damaligen Zeit gemein. [Dr. theol Bang.]

Die Haugianer bildeten keine Sekte; ihre Lehre ist im ganzen gesund, nur betonen sie etwas einseitig Buße und Heiligung, auch halten sie sehr streng auf Adiaphora.

Als ein Gegengewicht kam im 3. Jahrzehnte dieses Jahrhunderts das freudige Glaubensleben, welches durch den dänischen Bischof Grundtvig erweckt wurde, auch nach Norwegen. Die Vertreter dieser Richtung, welche sich selbst „die kirchliche" nennt, betonen besonders die Bedeutung der Sakramente, heben aber auch das durch Tradition überlieferte Wort Gottes wie das apostolische Glaubensbekenntnis dermaßen hervor, daß sie es „das lebendige Wort" im Gegensatz zu der heiligen Schrift nennen. Der edelste und einflußreichste Repräsentant dieser Richtung in Norwegen war der schon 1866 heimgegangene Pastor W. A. Wexels in Kristiania. Als nach seinem Tode die Grundtvigianer immer mehr eine religiös-politische Partei bildeten, scheint sich ihre Bedeutung für die Entwickelung des geistlichen Lebens in Norwegen zu verlieren. Von weit größerer Bedeutung war die Anregung gewesen, welche in den 50er Jahren von der Universität Kristiania ausging und zwar von dem Professor der Theologie Gisle Johnson in Gemeinschaft mit seinem Freunde, dem in Deutschland geborenen und durch seine gelehrten Forschungen weit bekannten Professor Caspari. Während dieser in erster Linie die theologische Wissenschaft bereicherte, auch ein lebendiges Christentum durch seine eingehenden tiefsinnigen Vorlesungen nicht nur unter den Studierenden förderte, sondern auch durch mehrere Reihen populärer, biblischer Vorträge, welche letztere von Zuhörern beiderlei Geschlechts stark besucht wurden, so entfaltete Professor Johnson in jener Zeit eine kräftige, weitumfassende Thätigkeit. Wie ein Feuer breitete sich der von ihm angezündete Funke des leben-

digen Glaubens über das Land aus, auch unter den gebildeten Ständen, namentlich den jungen Theologen. Zwar lief auch hier, wie in allen geistlich bewegten Zeiten, etwas Strohfeuer mit unter, aber von da an wurde doch mehr als je in der Geschichte der norwegischen Kirche das Wort Gottes ein Sauerteig unter allen Schichten des Volkes; die unsichtbare Gemeinde des Herrn aber läßt sich ja nicht zählen. Eine ganze Reihe entschieden gläubiger Geistlicher arbeiten nun im Weinberg des Herrn und rüsten sich mit den gläubigen Gemeindegliedern gegen die hereinbrechenden Stürme des Unglaubens, deren Vorboten sich schon spüren lassen. Die sich nahende Gefahr hat die lebendigen Christen zum Schutz der bedrohten Kirche vereinigt.

Weil die lutherische Kirche Norwegens, vollkommen vom Staate abhängig, keine Stimme in ihren eigenen Angelegenheiten hat, trat eine große Zahl von Geistlichen und Laien 1885 zu einer freien Landessynode zusammen, welche ihre Wünsche in Betreff einer Neuorganisation der Kirche der Regierung überreichte*). Ob es schon zu spät gewesen, wird die Zukunft zeigen. — Diese Orientierung hat uns aber bis zur Gegenwart gebracht, den geneigten Leser führen wir jetzt einige Schritte zurück.

Als in diesem Jahrhundert, nach dem Schlafe des Rationalismus, das neue Glaubensleben kräftig erwachte, wandte die christliche Liebesthätigkeit sich hauptsächlich der Heiden- und Judenmission zu, welche sich rege Teilnahme erwarb, und von welcher namentlich die erste ganz besondere Früchte aufweisen

*) Als Gegenstände späterer Beratung werden hervorgehoben: Die kirchliche Organisation der Laienpredigt, der Einfluß der Lokalgemeinden auf die Wahl ihres Seelsorgers u. dgl.

kann. In jeder Gemeinde, fast über das ganze Land verbreitet, findet man Frauenvereine, welche für die Mission thätig sind, während die Männervereine nicht nur Geld opfern, sondern, wo dies spärlich vorhanden ist, auch durch ihrer Hände Arbeit dienen: Bauernburschen vereinigen sich Äcker zu bearbeiten, Fischer, bestimmte Tage für die Mission zu fischen. Unter den wenig Bemittelten gibt es besonders rührende Beispiele von Opferwilligkeit. So verkaufte z. B. eine Witwe, die nur zwei Kühe besaß, die eine und gab die ganze Summe an die Mission; ein Fischer, welcher Familienvater war und selbst fünf Kinder zu versorgen hatte, verpflichtete sich, aus seinem mühsam erworbenen Verdienste fünf Jahre lang die Erziehungskosten für ein Madagassenkind zu bestreiten. Während die äußere Mission sich eines sehr kräftigen Gedeihens erfreuen konnte, besonders wenn man bedenkt, daß es sich um ein dünnbevölkertes, armes Gebirgsland handelt, wo wenig mehr wie $1/_5$ der ganzen Bodenfläche bebaut werden kann, und wo oft in den größten und wohlhabendsten Gemeinden kaum Früchte des lebendigen Glaubens zu spüren waren, schien es aber, als ob man über der Not der Heiden, die näher liegende Not der Elenden in der Heimat fast vergessen hätte; wenigstens überließ man es den Einzelnen für sie zu sorgen, so viel sie konnten. Es bestanden zwar einige Vereine für innere Mission, aber ihre Thätigkeit war damals hauptsächlich auf Verkündigung und Verbreitung des Wortes Gottes beschränkt.

Man hätte denken sollen, daß die weibliche Diakonie hier einen ebenso günstigen Boden finden würde, sobald die Sache erst angeregt wurde, aber nein, es dauerte lange, ehe die ausgestreute Saat aufging. Wir wollen sie etwas näher betrachten und die oft unscheinbaren Wunderwege Gottes preisen.

Die erste Bekanntschaft mit der Diakonissensache unserer Tage vermittelten einige Artikel in der norwegischen Kirchenzeitung in den Jahren 1857—1858. Bald darauf lernte eine Missionsfreundin auf einer Reise die Wirksamkeit der schwedischen Diakonissen kennen, ohne jedoch die Anstalt in Stockholm zu besuchen. Was sie gehört, hatte aber den lebendigen Wunsch in ihr hervorgerufen, daß auch in ihrem Vaterlande eine ähnliche Liebesthätigkeit ins Leben treten möchte. Nach ihrer Rückkehr besprach sie die Sache mit zwei Freundinnen und man vereinigte sich in dem Entschluß, fürs erste zu versuchen, geeignete Schriften zu verbreiten. Man ließ sich mehrere solche aus Schweden kommen. Ein Schriftchen mit dem Titel: „Was ist das Diakonissenhaus?“ wurde gleich übersetzt und bei Gelegenheit eines Bazars schnell in vielen Exemplaren verbreitet. Dasselbe wurde ein Samenkörnlein, welches gleich eine kleine Frucht tragen sollte.

Ein Exemplar war auch an eine Freundin in der an der Westküste gelegenen Stadt Stavanger geschickt worden; es erweckte in ihr den Liebesdrang, auch etwas für das Reich Gottes in ihrer nächsten Umgebung zu thun — und christliche Barmherzigkeit an den vielen kleinen Kindern zu üben, die sie geistlich wie körperlich vernachlässigt gefunden hatte. Es war ihr klar, daß etwas gethan werden müsse, um ihnen in ihrer zarten Kindheit ein christliches Heim zu bereiten, aber sie scheute sich selbst die Sache in Angriff zu nehmen. Vergeblich versuchte sie den Gedanken los zu werden und wie Moses zu sagen: „Herr, sende wen Du willst!“ Der Gedanke verließ sie nicht und wurde ein immer ernsterer Gegenstand ihrer Gebete. Sie bekam keinen Frieden, bis sie die Angelegenheit ihrem Seelsorger mitgeteilt hatte. Er ergriff den Plan mit großem

Interesse und Energie, und nach wenigen Tagen konnte er ihr schon die Nachricht bringen, daß die Armenbehörde eine bestimmte Summe für jedes Kind in der beabsichtigten Pflegeanstalt bewilligen würde; was sonst nötig wäre, müßte durch freiwillige Gaben gedeckt werden. Froh und dankbar über die gnädige Gebetserhörung ging sie nun gleich ans Werk; in kurzer Zeit waren so viele Gaben eingegangen, daß die Anstalt mit 12 Kindern unter der Leitung einer frommen Witwe als Hausmutter eröffnet werden konnte.

Um den kleinen Zöglingen der Anstalt passende Lieder und Spiele zu lehren, wurde ein Auszug aus dem Liederbuche für Kleinkinderschulen von Fliedner übersetzt, gedruckt und zum Besten der Anstalt verkauft, die als Erstlingsfrucht der kleinen Diakonissenschrift die Vorläuferin der berufsmäßigen Diakonissenthätigkeit wurde, schön gedieh und heute noch in Segen unter der treuen mütterlichen Fürsorge der Stifterin wirkt.

Bald wurde der kleine Freundeskreis, welcher die weibliche Diakonie mit warmem Interesse umfaßte, durch die Nachricht erfreut, daß eine norwegische Pfarrerstochter, von dem Ernste des Christentums tief ergriffen und voll barmherziger Liebe zu den Armen und Elenden, den Wunsch hatte nach Kaiserswerth zu reisen und sich als Diakonissin auszubilden, um, wie sie dachte, — einst um so besser den Armen und Kranken in der Gemeinde ihres Vaters dienen zu können. Ihr Vorhaben ließ sich zwar nicht gleich ausführen, reifte aber immer mehr in ihrer Seele zu einem festen Entschluß, als sie überzeugt wurde, daß dies ein Ruf Gottes an sie war. Im Frühling 1866 reiste sie mit einer jüngeren Freundin nach Kaiserswerth, wo beide als Probeschwestern eintraten. Damals wütete der deutsch-österreichische Krieg mit seinen blutigen

Schlachten, und alle Schwestern, welche man nur irgend entbehren konnte, arbeiteten in den Kriegslazareten. Die Not war aber so groß, daß man noch weiterer Hülfe bedurfte, deshalb wurde die älteste der norwegischen Probeschwestern schon sechs Wochen nach ihrem Eintritt nach Dresden in ein Kriegslazaret geschickt. Hier lernte sie, unter Anleitung der älteren geübten Diakonissen, in kurzer Zeit mehr praktische Krankenpflege als sonst in längerer Zeit in einem gewöhnlichen Hospitale. Durch eine bösartige Wunde in der Hand, welche sie sich bei der Pflege zugezogen hatte, wurde sie aber für längere Zeit zu jeder Arbeit unfähig und mußte darum noch vor dem Ende des Krieges nach Kaiserswerth zurückkehren. Nachdem ihre Wunde geheilt und ihre Kräfte durch einen Aufenthalt in Salem wieder gestärkt waren, fand sie ihr Arbeitsfeld in Berlin, wo zehn Kaiserswerther Schwestern stationirt sind. Das folgende Jahr wurde sie nach Ägypten versetzt und zwar in das Hospital zu Alexandria, wo jährlich auch viele kranke skandinavische Seeleute verpflegt werden. Bald konnte ein ins Vaterland zurückgekehrter Seemann erzählen, welche Freude es für ihn gewesen sei, als er krank ans Land in jene fremde Stadt an der afrikanischen Küste gebracht worden sei, eine norwegische Schwester zu finden, welche ihn nicht nur sorgfältig gepflegt, sondern auch Gottes Wort in den wohlbekannten, lieben Tönen seiner Muttersprache seinem Herzen nahe gebracht hätte. Mit lebendiger Teilnahme wurden diese und ähnliche Nachrichten von der Berufsthätigkeit der beiden in Kaiserswerth eingetretenen Probeschwestern von den Freunden in der Heimat empfangen und diese dadurch zu neuem Eifer angespornt.

Doch die Diakonissensache mußte noch weiter bekannt werden, bevor man Hand ans Werk legen konnte. An eine Zeitschrift

„Der Volksfreund“ wurde eine Übersicht über die Diakonissenthätigkeit in verschiedenen Ländern, sowie ihre Aufgabe im allgemeinen geschickt, woran sich die Aufforderung knüpfte, daß unser Vaterland in diesem Wettkampf der Liebe nicht zurückstehen möchte. In einer andern Zeitschrift wurde der Lebenslauf Fliedners, später auch derjenige der Oberin von Bethanien, der Gräfin Anna Stolberg, für ein Sonntagsblatt Lebensbilder einiger Diakonissen, Einsegnungsreden im Henriettenstift u. dgl. übersetzt. In Kristiania trat bald der erste kleine Frauenverein ins Leben, indem eine fromme Frau, welche immer bettlägerig war, einige Freundinnen in ihrem Krankenstübchen zu Gebet und Arbeit für diese Sache versammelte. Auch mehrere Wärterinnen in dem städtischen Krankenhause vereinigten sich, um für die Diakonissensache zu beten und zu arbeiten, und der Herr, welcher das Niedrige und Schwache ansieht, ließ den Glauben dieser Frauen nicht zu Schanden werden, noch ihre Arbeit vergeblich sein. Wenn sie auch nicht berufen waren, die Träger dieses Werkes zu werden, so durften sie doch helfen den Weg zu bahnen.

Ohne daß irgend eine besondere Aufforderung vorausgegangen war, erhielt der Vorstand des Vereins für die innere Mission in Kristiania verschiedene Gaben für eine künftige norwegische Diakonissenanstalt. Dies veranlaßte den Vorstand ein Komitee zu bilden zur Überlegung, was man zur Förderung dieser Sache thun könnte. Der Präsident des Komitees, der damalige Pastor, jetzt Stiftspropst Julius Bruun hielt eine Reihe öffentlicher Vorträge über die Geschichte und Bedeutung der Diakonissensache, welche später in der lutherischen Kirchenzeitung abgedruckt wurden. Als das Werk mehr bekannt wurde, scheint es, daß man dasselbe in Kristiania mit vielem

Interesse umfaßte; es bildete sich daselbst ein größerer Frauenverein, um Wäsche für das beabsichtigte Diakonissenhaus zu nähen.

So war der Boden lange bearbeitet worden, die Saat reichlich ausgestreut, Gott hatte Regen und Sonnenschein gegegeben, und unter seinem Segen hatte das Keimen der Samenkörner seinen Anfang genommen.

Eine Handlangerin Gottes.

> So sei mein Herz und Leben
> In Wonne wie in Weh
> Nur deinem Dienst ergeben,
> O Vater in der Höh;
> Und wenn mein Grab einst grünet,
> So sei mir's nachgesagt:
> Sie hat getreu gedienet,
> Sie war des Herren Magd. Gerok.

In naturschöner Umgebung, am Ende eines engen, tief ins Land einschneidenden Meerbusens, im südwestlichen Teil Norwegens liegt die kleine Stadt Skien, deren Einwohner — wie in den meisten Städten an der Seeküste — hauptsächlich von Handel und Schiffahrt leben. Die Stadt selbst hat wenig Bemerkenswertes, obwohl sie in den letzten Jahren, seitdem die Eisenbahn hierher führt, von Hunderten von Reisenden besucht wird. Man gelangt nämlich von hier aus in kleinen Dampfschiffen auf dem schiffbaren Fluß und durch mehrere kleine Binnenseen in die wegen ihrer Naturschönheit berühmte Gebirgsgegend von Thelemarken. Unter den mächtigen schneebedeckten Gebirgen tritt hier der Gipfel des Gausta alles überragend hervor, zieht unsere Gedanken nach oben und läßt uns die Majestät des Schöpfers ahnen. Dieser Eindruck wird noch verstärkt durch den alle menschlichen Wasserkünste weit übertreffenden, mächtig rauschenden Wasserfall Rjukan (das Rauchende), welcher wild herunterstürzt, einen dichten Regen von

Tausenden und aber Tausenden diamantenhell im Sonnenschein leuchtenden feinen Wasserstäubchen emporsendend, während tiefer unten im Thal das wilde Ungestüm des Flusses sich nach und nach verliert, um sich später zu einem spiegelklaren Binnensee zu erweitern, dessen fruchtbare Ufer Gottes Güte auch in diesen nördlichen Gebirgsgegenden verkündigen. Zu dieser erhabenen Natur bildet Skien den Eingang. Noch mehr ist die Stadt in der neuesten Kirchengeschichte Norwegens bekannt als der Brennpunkt einer bedeutenden, durch den begabten Pastor Lammers gegen Mitte dieses Jahrhunderts hervorgerufenen geistlichen Erweckung, welche aber bald eine ungesunde Richtung nahm, und die Bildung einer Freigemeinde von baptistischer Färbung, sowohl hier wie in der nördlichsten Stiftstadt Tromsö, veranlaßte. Als Pastor Lammers später seine Verirrung eingesehen hatte und wieder in die lutherische Kirche eintrat, folgte die freie Gemeinde zwar nicht ihrem Führer, aber ihr Wachstum war jetzt zu Ende.

Unsere Erzählung führt uns aber einige Jahrzehnte hinter diese geistlich bewegte Periode zurück zu einer Zeit, wo der Rationalismus noch ganz ungestört herrschte. Im Jahre 1820 den 16. April wurde dem Kaufherrn Bärnholdt und seiner Ehefrau in dieser Stadt ein Töchterlein geboren, welches in der heiligen Taufe den Namen Henriette erhielt. Im Kreise mehrerer Geschwister verlebte die kleine Henriette im elterlichen Hause ihre Kindheit. Ihren Heiland hat sie in dieser Zeit nicht lieben gelernt. Der treue barmherzige Gott, welcher seine Kinder je und je geliebt, gedachte aber auch in erbarmender Liebe dieses seines Kindes, das sich unbewußt von seiner Taufgnade entfernte. Er läßt sich nie ohne Zeugnis: in der Schönheit der Natur sprach Er oft zu dem empfänglichen Ge-

müt der Kleinen, und durch körperliches Gebrechen hat Er noch ernster zu dem zarten Kind geredet und sich den Boden bereitet. Als ihre Gesundheit durch ein immer mehr zunehmendes Rückenleiden gefährdet wurde, schickte man sie in ihrem 16. Jahre nach Kopenhagen in ein orthopädisches Institut. Der Aufenthalt in der dänischen Hauptstadt war von großer Bedeutung für ihre innere Entwickelung. Nicht allein ihr Geist wurde durch die Einführung in die geistreichsten Kreise der damaligen Zeit gebildet, sondern auch ihr Herz ward ergriffen von dem mächtigen Einfluß, welchen der Theologe Sören Kierkegaard auf seine Zeitgenossen ausübte. Der Ernst des Christentums, sowie seine Forderungen an den Einzelnen, trat ihr zum ersten Mal nahe durch den Religionsunterricht, den sie in dem Institute erhielt. Der Religionslehrer war nämlich ein Freund und Anhänger Kierkegaards und die christlichen Eindrücke, die sie durch ihn erhielt, erloschen nie wieder. Nach zweijähriger Abwesenheit konnte sie, mit wieder erlangter Gesundheit, in ihre Heimat zurückkehren.

Einige Jahre später finden wir sie wieder auf der Reise, diesmal um — wie sie dachte — einen Besuch in England bei der Familie eines Handelsfreundes ihres Vaters abzustatten, wenig ahnend, daß ihr Aufenthalt in dem fremden Lande jahrelang ausgedehnt werden und daß sie nie mehr das elterliche Haus betreten sollte. Gottes gnädige Führung mit ihr hat sie wohl damals nicht begriffen, sie lernte sie aber später nicht nur verstehen, sondern Ihm auch dafür zu danken und Ihn zu preisen.

Zu einer angesehenen, gläubigen, englischen Familie trat sie bald in das engste Verhältnis und fand nicht nur eine neue Heimat, sondern auch Nahrung für die tiefste Sehnsucht

ihrer Seele und viele Anregung zu christlicher Liebesthätigkeit. Sie fühlte sich glücklich, war in ihrem Kreise geliebt, und die Jahre verliefen schnell. Wie schwer es aber ist, daß in glücklichen Tagen das Christenleben recht vertieft und gereift wird, sollte doch auch Henriette erfahren. Ihr Glaube mußte erst durch die Feuerprobe der Drangsale geläutert werden, bevor sie es lernte, sich dem Herrn ganz zu ergeben. Ihre Aussichten für die Zukunft verdunkelten sich plötzlich, und das Verhältnis zu jener englischen Familie wurde, nach vielen Kämpfen und unter bitterem Schmerz gelöst. Zu gleicher Zeit erhielt sie die Nachricht von dem Tode ihres Vaters, das elterliche Haus war in fremde Hände gekommen und ihr Vermögen verloren. Der doppelte Schlag traf sie schwer; sie hatte jetzt keine irdische Heimat mehr und stand ganz allein in der Welt, nur auf sich selbst angewiesen; das Schwerste von allem war jedoch der Seelenkampf, welcher in ihrem Innern tobte. Die Wasserfluten gingen ihr über den Kopf, die Seele murrte wider Gott, bis er ihr zu stark wurde, und sie im Staube am Fuße des Kreuzes lag, Gnade, nur Gnade erflehend.

Um diese Zeit verließ sie England, um sich in Frankreich als Lehrerin auszubilden und fand hier viele Seelenstärkung durch die ergreifenden Predigten des Pastors Ad. Monod. Einige Jahre später folgte sie dem Rufe einer vornehmen norwegischen Familie, Erzieherin ihrer Kinder zu werden und kam nach neunjähriger Abwesenheit als eine Fremde nach ihrem Vaterlande zurück. Bald gewann sie aber Freunde, nicht nur in ihrer nächsten Umgebung, sondern besonders unter denen, welchen das Reich Gottes am Herzen lag und in ihr eine treue Arbeiterin im Weinberg des Herrn erkannten. Später erweiterte sich ihre Thätigkeit, indem sie eine Töchterschule in Kristia-

nia eröffnete, und sie hat gewiß manches Samenkörnlein ausgestreut, dessen Wachsen und Blühen vielleicht erst jener große Tag offenbaren wird. Den geistlich angeregten Kreisen, welche sich damals besonders um die Professoren Johnson und Caspari versammelten, schloß sie sich nahe an, nahm eifrig Teil an der Arbeit der inneren Mission, und war auch unter denen, welche die Gründung der Armenpflege dieses Vereins veranlaßten. Diese entwickelte sich schnell und wurde die Mutter der später in jeder Gemeinde der Hauptstadt ins Leben tretenden freiwilligen kirchlichen Armenpflege mit ihren Suppenanstalten, Flickschulen u. s. w., in deren Dienst nachher unsere Schwestern eintreten sollten. Als die erste Sonntagsschule in Kristiania gegründet wurde, war sie von Anfang an Lehrerin an derselben. Auch diese hatte ein schnelles Wachstum, so daß sie in ihren verschiedenen Abteilungen in den Vorstädten bald 3000 Kinder zählte. Mit ungefähr derselben Anzahl Schüler und Schülerinnen wirkt dieselbe fortwährend im Segen. Auch an dieser Arbeit durften später unsere Schwestern, wenn auch in geringem Maße Teil nehmen.

Als man in Norwegen für die Diakonissensache durch Schriften und Reden zu wirken anfing, ergriff Henriette mit Wärme diesen Gedanken. Wie freute sie sich, als die ersten Gaben eingeschickt wurden! Wie oft beschäftigte sie sich nicht in ihren Gedanken mit der zukünftigen norwegischen Diakonissenanstalt und forderte sogar diejenigen ihrer Freundinnen, bei denen sie geeignete Gaben vermutete, um dies Werk bei uns ins Leben zu rufen, auf, sich nicht zurückhalten zu lassen, wenn der rechte Zeitpunkt gekommen sei, um Hand ans Werk zu legen. „Ja", schreibt sie z. B. an eine Freundin, „möchte doch der Herr jemand in unserem lieben Vaterlande die Gnade

geben, diese Sache anzufangen — es ist nicht leicht hier bei uns jemand zu finden, welcher sich in dieser Weise dem Dienste des Herrn hingeben will. Es ist zwar auch eine Nationaleigentümlichkeit von uns Norwegern, langsam im Handeln zu sein. Diese Langsamkeit wird oft als reifliche Überlegung, Nüchternheit und Demut gepriesen, aber ach! wie selten ist es der demütige Mangel an Selbstvertrauen, der kindliche Hunger und Durst, sich von dem Herrn mit seinen Gnadengaben bescheren zu lassen, oder das Verlangen, in stiller Gemeinschaft mit Ihm leben zu dürfen, welches uns zurückhält, auszugehen und mitzuteilen von dem, was wir empfangen haben. Am häufigsten ist doch wohl Hochmut, Trägheit und Gleichgiltigkeit Schuld daran — bei mir ist es wenigstens gewiß so".

Noch mehr wurde ihr Interesse und ihr Eifer für die Diakonissensache durch eine Reise nach Deutschland entflammt, welche sie mit einigen Freunden im Sommer 1865 unternahm. Sie besuchte mehrere Diakonissenhäuser, wie Bethanien in Berlin, die Mutterhäuser in Dresden und Neuendettelsau. In dem letzten konnte sie sich mehrere Tage aufhalten und die vielseitige Liebesthätigkeit, die sie hier näher kennen lernte, das Wahrnehmen der Freude, mit der die Schwestern augenscheinlich ihren Beruf umfaßten, die schönen liturgischen Gottesdienste mit dem herrlichen Gesang und Löhe's Predigten, „die wohl einer Reise wert sind", machten auf sie einen tiefen Eindruck. Alles ergriff sie mächtig, und nur mit schwerem Herzen trennte sie sich von Neuendettelsau.

Es war dann auch eine warme Schilderung von dem Leben daselbst, welche sie ihrer Freundin schickte. „Komm und siehe", schrieb sie, „aber du mußt nicht, wie ich, nur sechs Tage

hier bleiben, sondern sechs Monate.“ Ihr Rat wurde befolgt und gab die Veranlassung dazu, daß diejenige, welche später viele Jahre hindurch den Unterricht der norwegischen Schwestern leiten sollte, ihre erste Diakonissenausbildung in Neudettelsau erhielt, und die glaubenskräftige Persönlichkeit Löhe's einen entschiedenen Einfluß auf ihre geistliche Entwickelung und ihre Auffassung der weiblichen Diakonie bekam. Sowohl Henriette wie ihre Freundin durften dieselbe Erfahrung machen wie so viele Fremde, die Löhe's Ruf nach dem kleinen, entlegenen Dettelsau geführt, daß dieser hochbegnadigte Diener Gottes mit dem klaren Blick und dem mächtigen Geist es verstanden hat, einen Funken anzuzünden, welcher Liebe zum Dienste der Barmherzigkeit und heiligen Eifer für weibliche Liebeswerke in ferne Kreise verbreitete. Er wies nicht nur auf die großen und schönen Aufgaben hin, welche dem weiblichen Geschlechte auf diesem Gebiete vorbehalten sind, er zeigte nicht nur Ideale, sondern er rief auch eine heilige Begeisterung für dieselben hervor, erweckte neue Gedanken und leitete zur Selbstthätigkeit an. Zu gleicher Zeit überwachte er indessen auch, wie sie bemerkten, durch die feste Organisation, die er seinen Anstalten gegeben hatte, die Ordnung und Pünktlichkeit der praktischen Arbeit aufs genaueste. Hier war viel zu lernen, wenn auch einer Fremden manches sonderbar schien, was sie nicht verstehen oder vielleicht auch nicht sich aneignen konnte. So kam es auch vor, daß sie erst im spätern Leben manches, was sie in Neuendettelsau gehört und erfahren hatte, verstehen und schätzen lernte.

Nach dieser Reise sah Henriette mit noch größerer Sehnsucht der Gründung eines norwegischen Diakonissenhauses entgegen. Wie sehr ihr dieselbe am Herzen lag, erfuhr man erst

2*

recht aus ihrem Testamente, worin sie von ihrem selbsterworbenen Kapitale die große Summe von 4400 M. zu diesem Zwecke bestimmte. Dieses Legat hat auch den Anstoß zur Ausführung des lange gehegten Plans gegeben, indem es, in Verbindung mit einer Anzahl früher eingegangenen kleineren Gaben, den Grundfond der neuen Anstalt bildete. Sie hatte einst dem Herrn das Gelübde abgelegt, daß sie, wenn Er die Frucht ihrer Hände segnen würde, auch alles, was sie ersparen könne, zur Förderung seines Reiches verwenden wolle. Gottes Segen hatte augenscheinlich und reichlich auf ihrer Arbeit geruht, eine kleine Summe nach der andern konnte in der Sparkasse angelegt werden, und daß sie ihr Gelübde nicht vergessen hatte, davon gab ihr Testament Zeugnis, indem nicht nur dem zukünftigen Diakonissenhause jene bedeutende Summe, sondern auch andern Zweigen der innern und äußern Mission größere Gaben vermacht wurden.

Sie hatte jetzt ihre irdischen Angelegenheiten in Ordnung gebracht, und der Gedanke an den Tod war ihr weder fremd noch unwillkommen.

Im Herbst 1866 schien es, als ob der Herr sie zu sich rufen wollte, denn sie erkrankte an einer heftigen Lungenentzündung, und ihre Lust abzuscheiden und bei Christo zu sein war so groß, daß sie fast von Ungeduld ergriffen wurde, als die Krankheit nachließ und ihre Gesundheit nach und nach zurückkehrte. Es war ein ernster Kampf für sie, in diesem Stück ihren Willen unter den Willen Gottes zu beugen und wieder ihre tägliche Arbeit aufzunehmen. Ihr Glaube sollte indessen nicht mehr lange geprüft werden; die müde Pilgerin durfte bald die Sabbatsruhe genießen, welche dem Volke Gottes bereitet ist. Schon im folgenden Jahre wurde sie

wieder von einer Lungenentzündung ergriffen, welche ihr Leben hier auf Erden am 5. Dez. 1867 beendigte. Auf ihrem kurzen Krankenlager hatte sie noch schwere geistliche Kämpfe durchzumachen; ihr Glaube sollte durch die Hitze der Anfechtungen geläutert und gereinigt werden, bevor sie zum Schauen eingehen durfte. Unter ihren Freunden waren etliche, die gehofft und erwartet hatten, daß ihr letztes Krankenlager süßen Frieden und stille Hingabe offenbaren würde, und es nicht begreifen konnten, daß sie erst noch durch Dunkelheit und Kampf geführt werden mußte. Ist es aber nicht oft so, daß Gott seine gläubigen Kinder durch den letzten Streit führt und vielleicht besonders gerade die gereiftesten, die schon viel in seinem Dienst ausführen durften?

„Siehe, ich bin die Magd des Herrn, mir geschehe nach seinem Wort!" schrieb Henriette einmal an ihrem Geburtstage, und als eine solche strebte sie, trotz Sünde und Schwachheit, bis zum Ende ihres Lebens zu wandeln. Wenn auch ihre Thätigkeit nicht frei war von dem Gepräge eines etwas forcirten, rastlosen Wirkens, das der Kirchengemeinschaft eigentümlich zu sein scheint, in welcher sie zuerst ihren Heiland kennen lernte, so hat sie uns dennoch ein schönes Beispiel thätiger, selbstaufopfernder Liebe und unermüdlichen Eifers im Dienste des Herrn hinterlassen. Der Diakonissensache hat sie gedient nicht nur durch die große Gabe, durch welche sie den Grundstein zu unserem Mutterhause legte, sondern sie hat dieselbe auch auf fürbittendem Herzen getragen und durch ihr Leben und ihre Thätigkeit den Diakonissen den Weg zur Arbeit unter den Kranken und Elenden der Gemeinde gebahnt. Darum sei ihr Gedächtnis unter uns gesegnet.

Der Same wurzelt.

Was will ich?
Dienen will ich.
Wem will ich dienen?
Dem Herrn in seinen Armen und Elenden.
Und was ist mein Lohn?
Ich diene weder um Lohn noch Dank,
sondern aus Dank und Liebe.
Mein Lohn ist, daß ich dienen darf.
Und wenn ich dabei umkomme?
Komme ich um, so komme ich um, sprach die Königin Esther,
die doch nicht Ihn kannte, dem zu Liebe ich gern umkäme
und der mich nicht umkommen läßt.
Und wenn ich dabei alt werde?
So wird mein Herz grünen wie ein Palmbaum,
und der Herr wird mich sättigen mit Gnade und Erbarmen,
Ich gehe ganz mit Frieden und sorge nicht.
Löhe.

Am Jahresfest des Vereins für innere Mission zu Kristiania, im März 1868, konnte der Vorstand berichten, daß jetzt ein Grundfond von Mk. 8—9000 für das projektierte Diakonissenhaus vorhanden und bereits Vorkehrungen getroffen seien, um dasselbe noch in diesem Jahr ins Leben zu rufen. Das von der inneren Mission erwählte Komitee sollte der Vorstand der beginnenden Anstalt sein, dessen Präsident Stiftspropst Jul. Bruun und, ihm zur Seite stehend, Professor der Theologie Gisle Johnson, ein Professor der Medizin, sowie vier weitere Mitglieder. Bei den Vorbereitungen fand man viel bereitwillige Unterstützung; die kommunale Behörde Kristia-

nia's stellte gütigst ein Haus zur Verfügung, welches früher dazu bestimmt war, als Lazaret während Epidemien zu dienen, gegen die Verpflichtung, arme Kranke aus der Stadt für ermäßigtes Pflegegeld aufzunehmen. Eine in Kaiserswerth ausgebildete Diakonissin hoffte man als Vorsteherin erhalten zu können, und mehrere Jungfrauen waren zum Eintritte als Probeschwestern bereit.

Die Bestrebungen, dem neu beginnenden Diakonissenhause eine geeignete Vorsteherin zu verschaffen, zogen sich zwar in die Länge, gelangen aber doch endlich. Es war nämlich dem Vorstande bekannt, daß die früher erwähnte norwegische Pfarrerstochter, welche als Kaiserswerther Schwester in Alexandria angestellt war, gern in ihrem eigenen Vaterlande zu arbeiten wünschte. Man fand es aber unrecht, irgend eine Aufforderung an sie ergehen zu lassen, bevor man die Einwilligung des Vorstandes in Kaiserswerth erhalten habe. Dieser wollte sie nur ungern ziehen lassen, und machte Vorstellungen, daß sie auf ihrem Posten wegen der vielen skandinavischen Seeleute, welche daselbst verpflegt würden, schwer zu ersetzen sei, erklärte sich aber mit Freuden bereit, eine oder zwei andere gläubige norwegische Jungfrauen für den Diakonissenberuf auszubilden. Diese Antwort gab unserm Vorstand viel zu bedenken. Es schien sehr undankbar von norwegischer Seite Hindernisse in den Weg zu legen, wenn Deutsche in christlicher Liebe sich unserer Seeleute annehmen wollten; indessen fand man es aber auch nicht ratsam, es wieder jahrelang hinauszuschieben, Hand ans Werk zu legen, da das Interesse schon erwacht und die Vorbereitungen soweit gediehen waren; außerdem hatte ja Kaiserswerth noch eine norwegische Schwester, die wohl in Alexandria einen Ersatz abgeben konnte. Man wandte sich

darum nochmals an Kaiserswerth und erhielt diesmal, wenn auch zögernd, die Einwilligung. Mit Freuden empfing die in Alexandria arbeitende Schwester den Ruf, nach ihrem Vaterlande zurückzukehren und die Stelle einer Vorsteherin an der zu errichtenden Anstalt zu übernehmen; nur wünschte sie erst einige Monate in Kaiserswerth zubringen zu dürfen, um sich noch besonders für den Beruf einer leitenden Schwester vorzubereiten und die Einsegnung als Diakonissin empfangen zu können; bis jetzt hatte sie nämlich als Probeschwester gearbeitet. Dieser Wunsch erhielt dann auch den Beifall unseres Vorstandes.

Kristiania, die junge Hauptstadt mit der schönen Lage am Ende des sich hier nach drei Himmelsgegenden in die Breite erweiternden, 143 Kilometer langen Meerbusens, des Kristianiafjord, mit seinen grünen Inseln und unzähligen Schiffen — diese Hauptstadt, welche sich mit fast amerikanischer Schnelligkeit binnen einem Menschenalter von dem Gepräge einer kleinen Provinzialstadt bis zu dem Rang einer Großstadt erhoben, hat man das stark pulsierende Herz Norwegens genannt. Unstreitig ist es das Kulturzentrum des Landes, obgleich es glücklicherweise noch in manchen Beziehungen hinter den großen Kulturländern zurücksteht. Wenn auch der Unglaube in den letzten Jahren sein Haupt erhebt, seine Angriffe macht und besonders unter der Jugend Anklang findet, so gibt doch das fortwährende Erbauen von Kirchen und der starke Kirchenbesuch Zeugnis davon, daß das Christentum bis jetzt noch hoch gehalten wird, und daß religiöses Leben, oder wenigstens religiöses Interesse, noch herrschend ist. Vor 40 Jahren hatte Kristiania nur eine Kirche,

außer der Garnisonskirche; jetzt zählt die Hauptstadt deren 13, sowie 3 naheliegende, für die Landgemeinden, — nebst einer katholischen, einer englischen und zwei Methodistenkapellen, außerdem mehrere Missions- und Versammlungshäuser für innere Mission, überall ist es voll, zuweilen überfüllt, so daß noch einige Kirchen im Bau begriffen oder projektirt sind. Dies ist doch nicht nur der zunehmenden Bevölkerung zuzuschreiben.

In dieser geistig bewegten Hauptstadt sollte auch die Diakonissenanstalt ihren Platz finden, fürs erste aber nicht in der eigentlichen Stadt, sondern in der Vorstadt Grönland, wo das „alte Asylgebäude" ihre Wiege werden sollte. Kurz nach der Rückkehr der zur Vorsteherin bestimmten Schwester konnte man anfangen, das Haus zur Aufnahme der Kranken einzurichten. Am 20. November 1868 zog sie mit der ersten Schülerin in das leere Haus, wo nur ein einziges kleines Zimmer, dasjenige der Vorsteherin, möbliert war. Einige Damen der Hauptstadt hatten unter dem Titel: „Eine freundliche Anfrage" eine Aufforderung ergehen lassen, daß man die beginnende Anstalt mit Gaben von Möbeln, Gerätschaften oder Wäsche bedenken möchte. Es wurde darauf aufmerksam gemacht, daß wahrscheinlich in vielen Häusern entweder dieses oder jenes Inventarstück unbenutzt dastand, welches man gar leicht entbehren könnte, während es von großen Nutzen für die neue Anstalt sein würde. Dieser Aufforderung kam man bereitwillig entgegen; wenn auch das Haus in den ersten Tagen leer war, so kamen doch nach kurzer Zeit täglich Gaben allerlei Art: bald Stühle und Tische, bald Küchengerätschaften, bald Betten und Wäsche.

Als Beraterin bei der Einrichtung des neuen Hauses erhielt die Vorsteherin die erfahrene frühere Hausmutter der Diakonissenanstalt in Stockholm, welche, nachdem sie dieselbe drei-

zehn Jahre lang mit Treue und großem Eifer geleitet hatte, wegen gebrochener Gesundheit genötigt gewesen war sich zurückzuziehen. Durch Gottes gnädige Führung war sie mit einer Freundin und Gehilfin in aller Arbeit für das Reich Gottes, der Verfasserin jenes Schriftchens: „Was ist das Diakonissenhaus?“ auf einer Erholungsreise zu rechter Zeit in Kristiania eingetroffen, um bei der Errichtung der norwegischen Anstalt mitwirken zu können. Diese beiden Damen haben vielfach das Interesse für die Sache angeregt und belebt.

Anfang Dezember, nachdem die zweite Schülerin eingetroffen war, konnte schon der erste Kranke, ein kleines Kind, aufgenommen werden, und Ende des Monats war bereits der erste Krankensal belegt. Zu Weihnachten war man so weit in Ordnung, daß die Einweihungsfeier am 2. Weihnachtstag oder St. Stephanstag abgehalten werden konnte. Stiftspropst Brunn erinnerte in der Einweihungsrede daran, „daß zur Weihnachtsfreude die Danksagung für jedes Zeugnis von Gottes gnädiger Gegenwart unter uns gehört; als ein solches müsse die Diakonissenanstalt betrachtet werden. Sei das kirchliche Leben unter uns nur schwach und matt, so thäten uns um so mehr solche Stiftungen not, durch welche die Liebe angezündet werde. Wir hätten bereits erfahren, wie wichtig es sei, sich in solchen rein kirchlichen Angelegenheiten, wie z. B. der Mission, zu vereinigen. Die innere Mission, welche zunächst dieses kirchliche Leben repräsentieren wolle, habe darum vertrauensvoll die Sache in die Hand genommen, und, wie sich zeige, sei alle Furcht und alles Mißtrauen beschämt worden. Aus verschiedenen Gegenden des Landes wären Jungfrauen bereit, in diesen Dienst einzutreten, und in kürzerer als Monatsfrist seien so viele Gaben hereingeströmt, daß man jetzt 16 Krankenbetten mit

allem Zubehör besitze. Darum hätte man auch das Werk mit Danksagung gegen den Herrn begonnen, und um solchen Dank zu opfern, wären wir auch jetzt versammelt. Unser Gott hätte sich augenscheinlich zu dem Werk bekannt und gezeigt, es sei sein Wille, daß es gethan werden solle. Er habe die Herzen fern und nahe geleitet, und nun sei bei uns die weibliche Diakonie gegründet, die norwegische Kirche habe ihr Diakonissenhaus. Jetzt sei es unsere Aufgabe, unseren Gott fortwährend um Gnade und Barmherzigkeit für dasselbe zu bitten, und seinen Segen über dasselbe zu erflehen“. Dies geschah denn auch, und die ganze Versammlung sprach ihr „Amen“ dazu.

So hatte denn wirklich der Same des Diakonissenwerkes bei uns gewurzelt, und unter Gottes gnädiger Obhut sollte er schnell emporwachsen, schneller als an den meisten anderen Orten. Es gab freilich noch vielerlei Schwierigkeiten zu überwinden, sowohl innerhalb als außerhalb des Hauses, aber die fortwährenden Zeugnisse des Beistandes und der wunderbaren Hülfe des Herrn erfüllten die Herzen mit kindlicher Freude und Staunen, und mit Freudigkeit wurde die Arbeit weitergeführt. Die zwei Jahre in dem kleinen Hause in der Vorstadt waren die glücklichen Kinderjahre der Anstalt, an welche die Freunde des Werkes, die Arbeitenden nicht am wenigsten, sich immer mit Freude erinnern werden. Die Kinderjahre können aber nicht immer währen, die Diakonissensache sollte auch zur Mannesreife heranwachsen.

Nach einem halben Jahre konnten schon die ersten fünf Schülerinnen als Probeschwestern eingeführt werden, später wurde die Vorprobe wenigstens auf ein Jahr festgesetzt. Sehr bald wurde der Dienst der Schwestern in Privathäusern begehrt, überall brachte man ihnen große Freundlichkeit und Vertrauen

entgegen, ja die Dienstleistungen der noch ungeübten Probeschwestern fanden nicht nur Anerkennung, sondern wurden sogar vielfach überschätzt. Teils das Interesse für das neue Werk, teils die Begeisterung der ersten Liebe ließ viele die ersten norwegischen Diakonissen in einem rosenfarbenen Schimmer sehen, so daß die Schwestern vielfach auf den Händen getragen wurden. In der Regel stellten sich auch die Ärzte sehr freundlich zu ihnen. Dadurch wurde, trotz den im Anfang sehr großen Anstrengungen, die Thätigkeit der Schwestern erleichtert, standen diese ja auch noch in dem ersten Liebeseifer, welcher jede Last leicht macht.

Zuweilen wurde ihnen indessen der Dienst angenehmer gemacht, als vielleicht für das stille Wachstum des inneren Lebens gesund war. Wenn dann später mitunter Kritik, besonders über die in der Privatpflege arbeitenden Schwestern wegen ihres Wesens, ihres zu selbständigen Auftretens, ihrer Taktlosigkeit u. dgl. geübt wurde, so ist den Freunden der Sache ein nicht geringer Anteil zuzuschreiben; in erster Linie wegen wiederholten dringenden Bittens, wenn man den Bescheid erhalten, daß es an der passenden Persönlichkeit für diese Pflege fehle, dann wegen unvernünftigen Lobens und Anerkennung, oder — wenn die geträumte Glorie geschwunden war — wegen unbilligen Tadels. Man vergesse nie, daß die Schwestern nur schwache Trägerinnen einer großen und heiligen Sache sind. Während viele andere Mutterhäuser fast nur ausnahmsweise oder in geringem Maße Privatpflege üben, wegen ihrer besonderen Gefahren und weniger dringenden Not, ist dieselbe doch bei uns von Anfang an ein Mittel in der Hand Gottes gewesen, um dem Werke Eingang, sowohl in der Hauptstadt selbst als auch in andern Orten zu verschaffen. Als solcher Pionier-

dienst ist sie von großem Nutzen und Segen gewesen, wird aber wahrscheinlich niemals unter die Hauptaufgaben der weiblichen Diakonie in unserm Lande gezählt werden.

Schon vor Ende des ersten Jahres wurden auch zwei Schwestern an der chirurgischen Abteilung der Universitätsklinik angestellt. Der theoretische Unterricht der Schwestern war aber in den beiden ersten Jahren nur sehr unvollständig; es wurden zwar einige Stunden erteilt, bald war aber die eine, bald die andere Schwester verhindert, und noch häufiger waren sie durch Arbeit und Nachtwachen so ermüdet, daß sie wenig davon hatten. Als die bestimmte Lehrschwester eintraf, welche sowohl durch eigenes Kranksein, als auch durch das ihrer Angehörigen 1½ Jahre am Eintritt verhindert gewesen, hatte man bereits hinlängliche Erfahrungen über das Ungenügende dieses Unterrichts gesammelt, so daß man bereitwillig den Vorschlag annahm, einen bestimmten Unterrichtskursus einzurichten, ja sogar festsetzte, daß die zuerst eingetretenen Probeschwestern den Anfang machen sollten.

Fürs erste konnte man diesen Plan aber nicht zur Ausführung bringen, weil eine große Veränderung bevorstand. Der Same hatte gewurzelt und gesproßt, die junge Pflanze sollte jetzt in eigenen Boden verpflanzt werden und dort, in günstigeren Verhältnissen emporwachsen.

Das Wachstum.

Der gute Same, den der Herr säet, gehet auf und wächset, die Menschen wissen nicht wie.

Am 20. November 1871 strömte eine große Schar der Bewohner Kristianias an der Trinitatis- und der katholischen Kirche vorbei einem naheliegenden Hause zu, welches den meisten als eins der eleganten Häuser früherer Zeit wohl bekannt war. Das solide zweistöckige Hauptgebäude mit den beiden niedrigen Flügeln liegt zwischen dem Garten und dem großen, von hohen Bäumen beschatteten, durch ein massives eisernes Gitter von der Straße getrennten Hofplatz und macht einen recht stattlichen Eindruck. Mit Kränzen und Laubgewinden geschmückt, zeigt es den nahenden, daß hier ein Fest gefeiert werden soll. Die Gäste, welche heute hier einströmen, kommen indessen nicht zu einem geselligen Verkehr der vornehmen Welt; still nehmen sie ihre Sitzplätze im Festsal und den angrenzenden Zimmern ein, denn es ist eine ernste Feierlichkeit, welche sie hier zusammenführt. Dies Haus sollte heute zum Diakonissenhaus eingeweiht werden, zu einer Wohnung des Friedens, einem Heim und einer Erziehungsanstalt der künftigen Dienerinnen der norwegischen Kirche, sowie zu einem stillen Zufluchtsort für die vielen Leiden-

den, welche hier leibliche wie geistliche Pflege suchen werden. Stiftspropst Julius Bruun hält die Festrede und stellt in eindringlicher Weise die Bedeutung des Diakonissendienstes als eines christlichen Liebeswerkes dar. Mit Dank zu Gott bemerkt er, daß unser Land zwar später als alle andern protestantischen Länder die Hand ans Werk gelegt habe, die Teilnahme für die weibliche Diakonie aber doch schon sehr lebhaft geworden sei. So könne man denn heute, gerade zwei Jahre nach dem bescheidenen Anfang in dem geborgten Hause draußen in der Vorstadt, die Freunde der Sache zur Einweihung des eigenen Hauses einladen, und eine Schaar von 20 Schwestern stehe zum Dienste an den Kranken bereit. Unter volltönigem Gesang und innigem Gebet wird dann das Haus zu seiner künftigen Bestimmung eingeweiht. Nach der Feier zerstreuen sich die Gäste, um das Gebäude in Augenschein zu nehmen und wir wollen uns ihnen anschließen.

An der großen Eingangsthür vorbei ersteigen wir gleich die breite Treppe zum 2. Stockwerk. Hier finden wir sieben Krankenstuben von verschiedener Größe, ein kleines Schwesternzimmer und eine geräumige Theeküche. Die beiden Krankenstuben in dem süd-westlichen Teil sind mit Kindern belegt, hier wollen wir zuerst eintreten. Die kranken Kleinen im Alter von einem halben bis 12 Jahren liegen teils in ihren Betten, theils sitzen sie an einem niedrigen Tisch mit Spielen beschäftigt. Die meisten kleinen Gesichter tragen nicht nur Spuren von Krankheit, sondern auch von Not und Elend. In der Ecke dort sehen wir einen kleinen fünfjährigen Jungen, dessen ganzes Gesicht rot und geschwollen ist, der lichtscheu immer die dunkelsten Winkel aufsucht; in der Wiege neben ihm liegt ein kleines, bleiches, abgezehrtes Wesen, mit geschlossenen

Augen, das Köpfchen schwer auf dem weißen Kissen ruhen lassend. Dem Anschein nach würden wir es für wenige Monate alt halten, und doch hat es schon drei Jahre in Elend hier auf Erden gelebt, jetzt sind aber seine Tage gezählt, der himmlische Kinderfreund, welcher es in der Taufe als sein Kind angenommen hat, eilt, es von Not und Jammer in sein Vaterhaus heimzuholen. Einen Kontrast zu den elenden Kleinen bildet ein lächelndes, blondes Lockenköpfchen, ein Mädchen von 4—5 Jahren, welches wegen eines Fußleidens weither aus dem Gebirge gekommen ist. Vergnügt spielt es mit seiner Puppe, indem es oft „Tante“ ruft und die Arme um den Hals der Schwester schlingt. Mit seinem kindlichen Geplauder ist es den übrigen kranken Kindern eine große Aufmunterung. Jetzt schellt es, die Schwester bringt das Abendessen, still falten die Kinder ihre Händchen, und sie betet laut das Tischgebet mit ihnen.

In die anderen Krankenstuben wollen wir nur einen flüchtigen Blick werfen. Wir hören von dort Choraltöne erklingen, die Abendandacht ist eben beendigt und die Kranken, welche jetzt Nahrung für Seele und Leib erhalten haben, soweit sie dieselbe aufnehmen konnten, wollen sich nun zur Ruhe legen. Viele finden zwar weder stärkenden Schlaf noch Ruhe auf ihrem Schmerzenslager, doch können wir, Gott sei Dank, die zuversichtliche Hoffnung hegen, daß wenigstens für etliche die Krankheit zum Segen geworden ist, so daß sie, mit David, gelernt haben, den Herrn auf ihrem Lager in den Nachtwachen zu preisen. Wie im Himmel Freude ist über einen Sünder, der Buße thut, also auch unter den Kindern Gottes auf Erden, und solche Freude durften auch die Schwestern zur Stärkung und Ermunterung in ihrem ernsten Beruf zuweilen erfahren,

der ihnen täglich so vielen Jammer, so viel geistliche und leibliche Not vor Augen führt. Dann und wann wird es ihnen auch vergönnt, einem Kinde Gottes in seinem letzten Streite beizustehen und Zeuge zu sein, wie der Tod in den Sieg verschlungen ist. Da darf eine Diakonissin die erhebendsten Stunden begehen, die es in diesem Erdenleben geben kann, da tritt ihr die selige Ewigkeit so nahe, und der Glaube bezeugt sich als die Kraft, welche die Welt und ihren Fürsten überwindet. Möchten die Eindrücke, welche unsere Schwestern von solchen Sterbebetten mit heim nehmen, recht tief in ihre Herzen eingeschrieben und ihnen selbst, wie anderen, zur reichsten Stärkung für ihren Erdenwandel werden!

Doch wir müssen die Kranken- und Sterbebetten verlassen und in die Parterrewohnung hinuntersteigen. Da finden wir die beiden freundlichen Zimmer der Vorsteherin, das Sprechzimmer des Arztes, das ziemlich große Wartezimmer, welches auch als Schwesternstube dient, die kleine Apotheke, ein Schlafzimmer für zwei Schwestern, sowie den großen Saal, welcher Speisesaal und zugleich Schulstube und Versammlungssaal bei gottesdienstlichen Handlungen ist; hier nehmen die Schwestern alle ihre Mahlzeiten ein, und hier halten sie ihre täglichen Morgen- und Abendandachten, da Gottes Wort, wie es sich in einem christlichen Hause geziemt, reichlich unter ihnen wohnt.

„Aber Schulstuben, wozu braucht man denn solche in einem Krankenhause?" war eine Frage, die sich damals öfter hören ließ. Die Antwort, daß das Diakonissenhaus hauptsächlich eine Lehranstalt sei, wo die Schwestern theoretisch wie praktisch für ihren Beruf vorgebildet werden, wird unseren deutschen Freunden selbstverständlich erscheinen. Weil aber auch in Diakonissenhäusern verschiedene Ansichten über den

Unterricht herrschen, kann es vielleicht von einigem Interesse sein zu erfahren, wie unsere Anstalt sich zu dieser Frage stellt. Während die praktische Anleitung nach dem bewährten vorzüglichen Kaiserswerther Muster eingerichtet ist, haben wir für den theoretischen Unterricht, wie schon erwähnt, einen bestimmten Kursus von 6—8 Monaten, während welcher Zeit die Probeschwestern ganz aus der Krankenpflege genommen werden. Der Lehrplan wurde hauptsächlich nach denjenigen der Mutterhäuser von Neuendettelsau und Stockholm, mit den für unsere Verhältnisse nötigen, nicht unbedeutenden Änderungen ausgearbeitet. Weil Krankenpflege von Anfang an die einzige, später aber doch die Hauptaufgabe unserer Arbeit ist, wird nächst den religiösen Stunden besonders viel Zeit auf diesen Unterricht verwendet, während in Stockholm in früheren Jahren die Ausbildung der Schwestern als Lehrerinnen für Volksschulen, Rettungshäuser u. s. w. in den Vordergrund trat. In den ärztlichen Unterricht teilen sich bei uns der Oberarzt, der Assistenzarzt und eine Schwester, der erstere gibt auch klinischen Unterricht am Krankenbette. Die Hauptgegenstände sind aber natürlich Religion und Diakonissenstunden. Neben dem Elementarunterricht für die meist mangelhaft vorgebildeten Schülerinnen werden Katechismus- und Bibelstunden, die Augsburgische Konfession, Kirchengeschichte, Krankenseelsorge, sowie andere Diakonissenstunden von den beiden Pastoren des Hauses und der Lehrschwester gegeben. In den letzten Wochen des Kursus erteilt auch die Vorsteherin eine Reihe Diakonissenstunden als Abschluß, so wie sie den Anfang mit den in der Vorprobe stehenden Schülerinnen macht. Viele Jahre hindurch hatten wir den Vorteil, einen hervorragenden und erfahrenen Geistlichen, damals Hauptlehrer und Direktor des praktisch-

theologischen Seminars der Universität, Pastor J. C. Heuch, als Seelsorger des Hauses zu haben. Seine Vorträge für die Schwestern über Krankenseelsorge, an seine pastoral-theologischen Vorlesungen für die Theologen sich anlehnend, welche — zwar nur in nachgeschriebener Form — in unserem Diakonissenblatte gedruckt werden, sind ein wahrer Schatz für unser Diakonissenhaus. Als er vor fünf Jahren die Universität verließ und als Pastor einer großen Gemeinde der Hauptstadt angestellt wurde, mußte er leider auch seinen Beruf in unserer Anstalt aufgeben. Sein Nachfolger am theologischen Seminar, der treue Seelsorger unseres Siechenhauses und vielgeschätzte Mitarbeiter unseres Diakonissenblattes, Pastor Gustav Jensen, konnte aber seine Stelle an der Anstalt nicht übernehmen. Als Seelsorger unseres Hauses und Lehrer der Schwestern haben wir daher nacheinander drei jüngere Pastoren gehabt, bis wir in diesem Jahre die sehnlichst erwünschte festere Ordnung durch Anstellung eines Vorstehers erhalten haben. Auch eine ganze Reihe anderer Universitätslehrer und Pastoren haben gelegentlich an unserer Arbeit teilgenommen, nicht nur durch Predigten für Kranke und Gesunde, sondern auch durch Serien biblischer und kirchengeschichtlicher Vorträge, desgleichen über Hygieine, Naturkunde u. s. w. für die Schwestern, was immer mit Dankbarkeit angenommen wurde.

„Diese Vorbildung scheint der Arbeit doch zu viel Zeit zu entziehen, besonders kommt mir der ärztliche Unterricht ziemlich unnötig vor; wenn die Schwestern nur barmherzige Liebe zu ihren Kranken haben, dann lernt sich das Übrige durch Übung“. Diese Einwendung hört man auch zuweilen in Deutschland. Wir meinen aber, daß unsere Schwestern den Herrn, dem sie dienen, nicht durch Unwissenheit ehren, darum

suchen wir, so viel unsere Verhältnisse es erlauben, den Anforderungen der Zeit nachzukommen. Wenn weltliche Krankenpflegerinnen oft eine gründliche Ausbildung erhalten, meinen wir, daß die Dienerinnen der Kirche nicht zurückstehen dürfen. Wir wollen uns daher gern jeden Fortschritt aneignen und in den Dienst des Christentums stellen, aber darüber wachen, daß wir nicht in das Gebiet des Arztes eingreifen. Es gibt ja auch hinlänglich große Aufgaben selbst für die reich begabteste Krankenpflegerin, ohne solche Eingriffe zu machen. „Wir wünschen unsere Schwestern nicht zu halben oder viertels Ärztinnen auszubilden“, heißt es im Lehrbuch für den ärztlichen Unterricht unseres Mutterhauses, „sondern zu ganzen Pflegerinnen, welche alle ihre Dienstleistungen in kundiger, zweckmäßiger Weise, nach den Regeln der Kunst auszuführen verstehen, effektiv die Bestrebungen des Arztes unterstützend, statt sie aus Unwissenheit zu hindern. Wir wünschen ihnen, wie Löhe es so schön ausdrückt, heilige Hände und betende Herzen und wollen uns freuen, wenn es ihnen durch unsere Anleitung gelingen könnte, den Dienst der leiblichen Krankenpflege so meisterhaft auszuführen, daß sie durch die Ausübung desselben im Gebet für ihre Kranken nicht gestört werden.“ Dies ist unser Ziel, dem wir, wenn auch fein bescheiden bekennend, daß wir es bei weitem noch nicht erreicht haben, doch ernstlich nachstreben.

Allein wir haben uns schon zu lange bei dem Unterricht aufgehalten und müssen weiter eilen, um das Souterrain und die Flügel anzusehen. In ersterem finden wir die große Waschküche mit Dampfkessel und Maschinenrolle, nebenan rechts zwei Plättstuben, links ein Schlafzimmer der Mägde und eine Badestube. Durch einen Korridor gehend kommen wir zum Probe-

saal mit sieben Betten und einem weiteren Schlafzimmer. Beide liegen nach dem Garten hinaus gen Süden und sind hell und luftig, wenn auch halb Souterrain. Im nördlichen Flügel befinden sich, ebenfalls in den unteren Räumen, die für den großen Haushalt — täglich mehr als 100 Personen — ziemlich kleine Anstaltsküche nebst den Vorratsräumen; im Parterre Nähstube und zwei kleine Schwesternzimmer, sowie eine große Krankenstube mit gläsernen Flügelthüren nach dem Garten, wodurch die Kranken im Sommer halb im Garten leben, unter den schattigen Bäumen sitzend oder in ihren Betten liegend. Im südlichen Flügel befinden sich ein paar Krankenstuben, ein Zimmer für die Hausknechte, Holzboden, sowie Luftboden für Betten u. dgl. und die Pförtnerstube. Indem wir diese, für viele unserer Leser vielleicht ermüdende Wanderung beendigen, wollen wir im Vorbeigehen bei der Pförtnerschwester eintreten, die uns erzählen kann, wie viele Bitten um Schwestern für Kranke in der Stadt abgeschlagen werden müssen, trotzdem die Anstalt fast mit Riesenschritten vorwärts schreitet.

Um die sich mehrende Schwesternschar beherbergen zu können, wurden hier zwei große Mansard-Schlafstuben durch weiße Vorhänge in Zellen eingeteilt, für zusammen 14 Schwestern eingerichtet. Dennoch reichte bald der Platz nicht mehr aus. Nach vier Jahren mußte man schon einige Zimmer in einem Nachbarhause mieten und fing bereits an mit Bauplänen umzugehen, mußte sich aber viele Jahre mit der Miete eines naheliegenden Hauses begnügen.

Kranke haben wir gewöhnlich nur 30—40 aufnehmen können, die Zahl der in einem Jahre verpflegten beträgt kaum zweihundert, darunter sind aber verhältnismäßig viele erster

und zweiter Klasse. Eine Art von Kranken, die auch besonders verpflegt werden müssen, und die man in gewöhnlichen Krankenhäusern nicht gern aufnimmt, findet auch bei uns vielfach Aufnahme, nämlich Gemüts- oder Geisteskranke. Wenn man auch, sowohl aus Rücksicht für die andern Kranken, als wegen Mangel an Raum, nur ein paar zu gleicher Zeit verpflegen kann, so durfte man sich doch nicht ganz den vielen Bitten um Aufnahme solcher Unglücklichen entziehen. Einige konnte man, mit Freuden, geheilt entlassen, andere hat Gott hier in die Ewigkeit gerufen, die Meisten mußte man, besonders wenn die Krankheit sich zur Tobsucht steigerte, den speziellen Heilanstalten übergeben. Weil der Schrecken vor diesen Anstalten gewöhnlich groß ist, haben wir nur Beistand für leichtere Fälle oder Anfangsstadien der Krankheit leisten wollen. Vor mehreren Jahren erhielten wir ein kleines Kapital als Grundfond „eines Neubaues womöglich für Gemütsleidende," das uns ermöglichen wird, in dem projektierten neuen Krankenhause ein paar entlegene Zimmer mit anstoßenden Zellen für Geisteskranke zeitgemäß einzurichten.

Freie Pflege haben wir zu unserer Freude in nicht ganz geringem Maße üben können, indem fünf oder sechs Freibetten gestiftet worden sind. Welche willkommene Hilfe dies für viele unbemittelte Kranke gewesen ist, wird derjenige ermessen können, welcher einige Kenntnis von der drückenden Last der Krankheit in vielen, auch nicht notorisch armen Familien besitzt, wo man, trotz aller Anstrengung, den Kranken die nötige Pflege nicht verschaffen konnte. Wenn die Dankbarkeit für die helfende Hand unter dem vereinten Druck leiblicher Krankheit und pekuniärer Notstände das Herz bereits erweitert hat, öffnet es sich auch williger dem Worte des Lebens, so

bald dieses ihm nahe gebracht wird. Durch diese freie Pflege erhalten die Schwestern ihren reichen Anteil an die Freude des Gebens umsonst.

Die Reihen unserer Schwestern haben sich überall schnell gefüllt, schneller sogar als wünschenswert für eine ruhige, gleichmäßige Entwickelung; trotz der großen Schwierigkeiten und der immer enger werdenden Räumlichkeiten hat man es doch nicht gewagt, mit den schnell sich mehrenden Anforderungen vor Augen, die sich anerbietenden Kräfte zurückzuweisen. Die Norwegerinnen entwickeln sich meist langsam, man muß ihnen geraume Zeit geben, um etwas Neues sich anzueignen. In Erkenntnis dieser Nationaleigentümlichkeit behält man auch in geduldiger Liebe die eingetretenen Probeschwestern lange Jahre, in Hoffnung auf spätere Entwickelung und Reife. Hier liegt vielleicht die Stärke, aber auch die Schwäche unseres Mutterhauses.

Die zarte Pflanze der weiblichen Diakonie ist schnell emporgewachsen, jetzt müssen auch weitere Arbeitsfelder bebaut werden.

Weitere Arbeitsfelder und andere Liebeswerke.

Ja, der Herr that große Dinge
An uns, die wir so geringe.
Seine Wunder sind unzählig,
Deß sind wir von Herzen fröhlich.
Weyermüller.

Die Arbeitsfelder unseres Diakonissenhauses dehnten sich bald aus. Indem wir jetzt einige der ersten und bedeutendsten auswärtigen Stationen besuchen werden, wollen wir uns aber weniger mit der Arbeit unserer Schwestern beschäftigen, die sich wesentlich in Ähnlichkeit mit derjenigen der deutschen Diakonissen entwickelt hat, sondern vielmehr die lokalen und kirchlichen Verhältnisse dieser Städte betrachten, Persönlichkeiten kennen lernen, die einen hervorragenden Einfluß in unserer Kirche in alter und neuer Zeit geübt oder die christliche Liebesthätigkeit gefördert haben. Wir hoffen, daß es uns in dieser Weise gelingen werde, in anschaulichen und abwechselnden Bildern den Entwickelungsgang des christlichen Lebens in Norwegen und besonders seine Früchte, die Werke der Liebe, darzustellen.

Stavanger.

An der südwestlichen Küste, unweit der Wiege des Königreichs Norwegen, der alten Hafrsfjord, wo die Seeschlacht von 872 stattfand, in welcher König Harald Haarfager den

letzten der selbständigen kleinen Könige besiegte, wodurch er sich das ganze Reich unterwarf, und unweit seiner Ruhestätte, wo bei dem tausendjährigen Jubiläum des Reichs das Haraldmonument errichtet wurde, liegt die Seestadt Stavanger. Die Umgebung ist nicht besonders schön, niedrige baumlose Felsen und weite, sandige Ebenen bilden die Küstenstrecke, wo die Stadt mit ihren ziemlich engen Straßen und kleinen, meist hölzernen Häusern, mit ihrem schönen Dom, einem Denkmal mittelalterlicher Baukunst und des früher hier bestehenden Domkapitels und Bischofssitzes, liegt. Sonst hat die Stadt für Fremde wenig bemerkenswertes aufzuweisen. Der kaufmännischen Welt des Auslandes wird sie indessen bekannt sein durch ihren bedeutenden Export von Heringen und anderen Fischwaren und ihre Schiffahrt, durch welche sie sich in späterer Zeit ziemlich schnell zu einer Handelsstadt dritten Ranges aufgeschwungen hat. Für Freunde des Reiches Gottes wird Stavanger jedoch das größte Interesse besitzen, als die Stadt der Mission; ist sie doch die Wiege der norwegischen Gesellschaft für die Heidenmission, sowie Sitz des Hauptvorstandes und der blühenden Missionsschule dieser Gesellschaft. Mit ihrer trefflichen Organisation umfaßt diese Gesellschaft das ganze Land, es in Missionskreise mit je einem Kreisvorstande einteilend, deren höchste Instanz die alle drei Jahre zusammentretende Generalversammlung ist.

Wie wurde denn diese entlegene Stadt das Zentrum einer so großartigen Thätigkeit? Ist es vielleicht hier, wie in Neuendettelsau und Hermannsburg ein hervorragender Geistlicher, welcher dieselbe ins Leben gerufen hat? Keineswegs. Um das überhaupt verstehen zu können, müssen wir die Verhältnisse hier etwas näher kennen lernen. Im Anfang des

Jahrhunderts siedelten sich mehrere Haugianer als Handwerker und Kaufleute in Stavanger an und erhielten nach und nach einen nicht geringen Einfluß auf die Erweckung geistlichen Lebens. Als ein Vater und „fast souveräner Herrscher“ galt unter den Freunden Hauge's im ganzen südlichen Landesteil der Färbermeister John Hougvaldstad, welcher, selbst mit vollem Ernst das Christentum umfassend, auch eine strenge Zucht unter ihnen übte; still und schweigsam im Verkehr, war er energisch im Handeln und die kräftigste Stütze aller Thätigkeit für das Reich Gottes. Zu derselben Zeit finden wir aber auch eine lebenskräftige herrnhutische Gemeinschaft in Stavanger, und es wurde von großer Bedeutung für die Zukunft, daß hier beide Richtungen viele Jahre hindurch nicht nur friedlich neben einander wandelten, sondern sich auch brüderlich zu christlicher Liebesthätigkeit vereinigten.

Durch die Herrnhuter war in diesen Kreisen ein lebhaftes Missionsinteresse erweckt und, als noch Anregungen von England dazu kamen, stifteten Vertreter beider Richtungen im Jahr 1826 den ersten Verein für Heidenmission in Stavanger. Lange Zeit unterstützte man aber nur ausländische Gesellschaften, wie die Goßnersche und andere, ja einzelne junge Norweger traten auch in den Dienst deutscher Vereine. Erst 1842 wurde die norwegische Gesellschaft für Heidenmission gegründet, Pastor H. C. Schreuder als Missionar der Gesellschaft angenommen und nach Zululand in Südafrika geschickt, wo nach wenigen Jahren drei in Stavanger vorgebildete Zöglinge sich ihm anschlossen. Wir werden in einem spätern Abschnitt etwas mehr von der Zulumission hören; hier wollen wir uns mit den christlichen Verhältnissen Stavangers weiter beschäftigen. Daß die alten Gläubigen hier über die Not der

Heiden nicht diejenige ihrer nächsten Umgebung vergaßen, zeigt uns die Thatsache, daß von denselben Personen in diesen Jahren außerdem eine Traktatgesellschaft, ein Bibelverein, ein Mäßigkeitsverein, sowie die erste Sonntagsschule unseres Landes ins Leben gerufen wurden. Nachdem John Hougvaldstad längere Zeit verwahrloste, junge Mädchen in seinem Hause aufgenommen hatte, gründete er mit Beihilfe seiner Freunde das „Josephinenstift", eine Waisen- und Mägdeanstalt, welcher er bis zu seinem Tode treu vorstand.

Als einen weiblichen Typus jener alten Gläubigen, eine verkörperte Illustration dieser bewegten Zeit und durch ihre gesegnete Arbeit unter Kindern, Armen und Kranken eine Vorarbeiterin der weiblichen Diakonie in ihrer Stadt, wollen wir unsern Lesern die schlichte Zimmermannsfrau Ragnhild Härem vorführen. Durch die Bußpredigten John Hougvalstads zur Erkenntnis tiefer Sündennot erweckt, durch Herrnhuter zum Frieden geführt und durch Luthers Schriften genährt, war sie zu einem kräftigen Glaubensleben herangereift, welches sie in ihrem ganzen Wandel als Hausfrau und Mutter bezeugte, indem sie ihre sieben Kinder mit geheiligter Liebe in Zucht und Ermahnung des Herrn erzog. Ihr kindlich heiteres Gemüt und ihre heilige Einfalt befähigten sie besonders dazu mit Kindern umzugehen, was nicht nur den eigenen zugute kam, sondern auch der großen Schar von Kleinen, unter denen sie in Kleinkinderschule wie Sonntagsschule viele Jahre in Segen wirkte. Unermüdlich im eigenen Haushalt, wo es oft knapp zuging, thätig, fand sie dennoch sowol Herz wie Zeit für die Kranken und Armen. „Sie war eine wahre Dienerin der Gemeinde für alle Elenden und Verlassenen!" Früh und spät besuchte sie die armseligsten Hütten; wenn im Winter die

Wege von Eis starrten, kam es manchmal vor, daß sie bergan kriechen mußte, um einem Kranken Suppe zu bringen, Armen zu Hilfe zu kommen, allen das Wort des Lebens spendend. „Wie würde sie sich gefreut haben“, ruft ihr Biograph aus, „wenn sie gesehen hätte, wie die kirchliche Armenpflege in Stavanger jetzt sich entwickelt hat!“ Hier stehen seit mehreren Jahren drei unserer Diakonissen als Gemeindeschwestern in gesegneter Thätigkeit.

Die Witwe Härem war auch eine treue Missionsfreundin und hat von Anfang an, sowol an der Heiden- wie Judenmission herzlich Anteil genommen, so wie sie in ihren Kindern früh Liebe dafür erweckte. Die Not der heimatlichen Kirche lag ihr jedoch besonders am Herzen, und es war ihr inniges Gebet, daß doch einer ihrer Söhne ein treuer Arbeiter im Weinberge des Herrn werden dürfte. Gott hat ihr Gebet erhört und in ihrem jüngsten Sohne sich ein auserwähltes Rüstzeug gebildet. Im Rahmen seines Lebensbildes werden wir viele der Liebeswerke Norwegens kennen lernen.

Peter L. Härem, geboren 1840, wurde von seiner Mutter früh zum Herrn geführt, so wie er auch von ihr die Anregung zu fast aller seiner späteren Thätigkeit erhalten hat. Schon auf dem Gymnasium in Stavanger, wo er einen Freiplatz erhalten hatte, versammelte er seine Kameraden zu gemeinsamem Gebet und machte kleine Sammlungen für die Judenmission. Als Student nahm er bald eifrig an der Arbeit für innere Mission teil, was freilich seine Studien etwas in die Länge zog. Als er 1865 sein theologisches Examen absolvierte, war er schon ein Jahr Sekretär des Komitees für Judenmission und Mitredakteur des „Missionsblattes für Israel“, für welche Sache er bis zu seinem Tod mit glühendem Eifer arbeitete.

Bei der Judenmission Norwegens ist der Umstand bemerkenswert, daß sich zur Zeit seiner Gründung keine Juden in unserem Lande befanden. Durch die Verfassung von 1814 war es den Juden verboten, sich in Norwegen aufzuhalten; sobald einer sich dort zeigte, wenn auch wider seinen Willen durch Sturm und Wellen ans Land geführt, wurde er von der Polizei über die Grenze gebracht. Gegen diese rigoristische Bestimmung erhoben sich jedoch nach und nach mächtige Stimmen, besonders hat der große lyrische Dichter Henrik Wergeland durch seinen schönen Gedichtcyklus „die Jüdin" viel dazu beigetragen. Als er 1845 gestorben war, errichteten ausländische Juden aus Dankbarkeit ein Monument auf seinem Grab. Die jüdische Deputation mußte dann besondere Erlaubnis vom König erhalten, um dieser Feier beiwohnen zu können. Erst 1848 wurde das erwähnte Verbot aufgehoben; die Juden beeilten sich aber gar nicht, die Erlaubnis auszunutzen. Noch viele Jahre nachher befanden sich nur ganz vereinzelt Juden in unserm Lande; von einer Missionsthätigkeit in Norwegen konnte darum keine Rede sein, erst in den letzten paar Jahren ist ein kleiner Anfang damit gemacht worden. Der erste Missionsverein wurde 1844 in Stavanger gegründet und das Hauptkomitee in Kristiania mit Professor Caspari als Präsident im Jahre 1861. Die verhältnismäßig großen Beiträge wurden zur Unterstützung deutscher und englischer Gesellschaften, besonders aber für die russische Judenmission verwendet. Als Sekretär dieser Gesellschaft hat Härem häufige Reisen auch nach Deutschland gemacht, wo er viele Freunde hatte. Sein früher Tod wurde auch am Jahresfest des „lutherischen Zentralvereins für die Mission unter Israel" in Leipzig im November 1878, von dem Präsidenten desselben als ein schmerzlicher

Verlust für die Mission, für die Kirche und auch für diesen Verein bedauert, indem Härem als die Seele der norwegischen Mission für Israel, welche ein Band zwischen den Brüdern in Norwegen und Deutschland bildete, bezeichnet wurde.

Diese Arbeit war indessen nur ein kleiner Teil seiner Thätigkeit; der inneren Mission in ihren verschiedenen Zweigen opferte er seine beste Kraft, und er hat in der so kurz bemessenen Zeit Großes geleistet. Härem besaß nicht besonders hervorragende Geistesgaben, noch weniger war er ein scharfer Denker; er hatte aber den Scharfsinn der Liebe, welcher der Mutter Verständnis für den stummen Schmerz ihres Kindes verleiht. Derselbe ließ ihm sehen und fühlen, was seinem Volke Not that; ein freudiger Geist, praktischer Blick und bedeutende Energie haben ihm geholfen, neue Bahnen für die Arbeit der rettenden und bewahrenden Liebe zu brechen; Gott hatte ihm ein weites Herz gegeben, und er schonte nie sich selbst, wo es eine Arbeit im Dienste der Barmherzigkeit anbetraf. Er hat sich selbst dem Herrn als ganzes Opfer dargebracht. Aus seiner reichen Thätigkeit können wir hier nur die Hauptpunkte hervorheben.

Als Arbeiter im Dienste der inneren Mission war seine Aufmerksamkeit besonders auf die Jugend gerichtet. Er versammelte öfters in seinem Zimmer Lehrburschen und andere junge Leute, für welche er kirchengeschichtliche u. dgl. Vorträge hielt, um ihnen einen ernsteren und freieren Blick auf das Leben zu geben. Aus diesem kleinen Anfang entwickelte sich später der erste Jünglingsverein, welcher jetzt Hunderte von Mitgliedern zählt und die Mutter vieler ähnlicher Vereine in unserem Lande geworden ist. Es gab aber noch andere

Jünglinge, welche in der großen Stadt jetzt weit mehr Versuchungen als früher ausgesetzt waren, wo sie, da ihre Anzahl nicht so überwältigend groß war, öfter in Familienkreisen aufgenommen wurden: die Studenten. Die bitteren Klagen, die er in Deutschland von so vielen ernsten Männern der Kirche gehört hatte, wie schnell der Unkrautsame des Unglaubens und des Materialismus unter der Jugend emporgewachsen sei, waren ihm eine dringende Mahnung die Zeit zu benutzen, damit das Gute, das wir noch besaßen, sorgsam bewahrt und geschützt werde. Um Studenten ein christliches Familienleben zu ermöglichen, sowie einen fördernden Verkehr mit gebildeten Männern und guten Kameraden zu verschaffen, wurde das Studentenhaus gegründet, dem er als Hausvater, einen großen und heilsamen Einfluß übend, bis zu seinem Tode vorstand. Eine englische Wohlthäterin hatte den ersten Grundfond für dieses Haus geschenkt.

Durch Anregung von Dänemark aus waren auch in Norwegen „grundtvigianische Volksschulen" für erwachsene Bauernburschen errichtet worden. Mit lebhaftem Interesse verfolgte Härem diese Sache, deren große Bedeutung für ein christliches Volksleben er erkannte. Die Art, wie die Grundtvigianer die Sache trieben, konnte er aber gar nicht billigen. Die Aufgabe dieser Schulen, hebt er in einem Vortrage hervor, sei ein gesundes und menschenwürdiges Leben zu erwecken und zu nähren. Dies Leben schildert er fernerhin, in Anknüpfung an Luthers kerngesunde, fröhliche Persönlichkeit, im Gegensatz sowol zu mönchischer Frömmelei als auch zu der leichten Richtung, welche ein einseitiges, übertriebenes Gewicht auf Gefühl und Begeisterung, Phantasie und Poesie legt, statt mit Luther durch gründliche Buße zur festen Freudigkeit der Gnade durch-

zudringen. Weiter mißbilligte er, daß man bei den Schülern jede ernste Arbeit und Zucht des Denkens, ja sogar Gedächtnisübung vernachlässigte, und endlich, daß die Sympathie für die liberale oder radikale Politik die Schulen zu Pflanzstätten derselben machte.

Um den guten Grundgedanken fruchtbar zu machen, indem man die erwähnten Fehler zu vermeiden strebte, ruhte Härem nicht, bevor ein Komitee mit dem damaligen Professor der Theologie R. Nissen als Präsident (1881 als Kirchenminister gestorben) einen Verein zur Förderung von Volkshochschulen anderer Art gegründet hatte. Sekretär und Seele des Vereins war aber Härem selbst, welcher auch die Geldmittel herbeischaffte. Er hatte die Freude, vor seinem Tode zwei solche Schulen ins Leben rufen zu dürfen und einige andere unterstützen zu können.

Im Jahr 1870 wurde Härem Sekretär des „Lutherstifts“, eines Vereins zur Verbreitung christlicher Schriften, welches vier Jahre vorher auf Anregung des Pastors Storjohann und schwedischer Freunde mit Professor G. Johnson als Präsident gegründet worden war. Härem erzählt selbst von dieser Arbeit, welcher er die beste Kraft seiner späteren Jahre widmete. Nachdem er zuerst seine Thätigkeit für die Mission erwähnt, sagt er: „Später wurden meine Gedanken und Interessen mehr auf unser eigenes Volk und auf die freiwillige Liebesarbeit geleitet, durch welche die Kirche unter den eigentümlichen lokalen Verhältnissen unseres Landes, sowie unter den besonderen Zeitverhältnissen in ihrer Thätigkeit unterstützt werden konnte. Hier hat wieder der Same, den meine Mutter ausstreute, Frucht getragen. Schon in meiner frühen Kindheit hat sie, die selbst in einer Gebirgsgegend auf-

gewachsen war, öfter zu mir von den schweren Hindernissen geredet, welche die Natur unseres Landes dem in den Weg legt, daß „Gottes Wort reichlich unter uns wohnen könne“. Dies hat mich später dahin gebracht, mit inniger Freude meine Kraft für die Thätigkeit des Lutherstifts zu verwerten, eine Thätigkeit, durch welche im Verlauf von 9 Jahren mehr wie $2\frac{1}{2}$ Millionen christlicher Schriften, Bibeln und neue Testamente unter unserem Volk verbreitet worden sind, sowie auch die freiwillige Laienthätigkeit ganz anders wie früher in ein unterstützendes Verhältnis zu dem kirchlichen Amte getreten ist“.

Hier war aber ein Punkt, die Laienthätigkeit oder Laienpredigt, welche das Lutherstift seinen „Bibelboten“ neben ihrem Beruf als Kolporteuren gestattete, — der Härem in viel Streitigkeiten, selbst mit gläubigen Freunden, gebracht hat. Der 14. Artikel der Augsburgischen Konfession hatte ja in Norwegen bereits oft Veranlassung zu Diskussion und Streitigkeiten gegeben. Während eine Richtung mit Professor Johnson an der Spitze die Laienpredigt als durch die Not berechtigt und nicht als „öffentlich“ betrachtete, sobald sie in Privathäusern auf Aufforderung des Hausvaters stattfand, fühlte sich eine andere Fraktion von Geistlichen durch diesen Artikel in ihrem Gewissen gebunden, aller freien Laienpredigt entgegenzuwirken. Als Leiter dieser kirchlich konservativen Richtung steht Pastor F. C. Heuch da, welcher, sowol durch sein früheres Amt als Universitätslehrer, als durch die Redaktion des „Lutherischen Wochenblatts“ (L. Ugeskrift) — das er mit Professor W. Bugge gegründet und jetzt mit Pastor M. Färden als Mitarbeiter fortsetzt —, einen großen Einfluß übt. Organ des Lutherstifts ist „die lutherische Kirchenzeitung“, deren Redakteur

der Sekretär des Vereins ist. Während der prinzipiellen Streitigkeiten, welche wegen der Organisation und Thätigkeit der Laien zwischen Härem und der Redaktion des „Wochenblattes“ zuweilen ganz scharf geführt wurden, erkannte doch letztere, daß Härem that, was er konnte, um die Laienthätigkeit an einer ungesunden Richtung zu hindern. Unermüdlich hat er als Sekretär des Lutherstifts mit seinen Bibelboten durch schriftlichen und mündlichen Verkehr gearbeitet, indem er sie versammelte, um sie zu belehren und zu ermahnen, in kirchlichem Geiste zu wirken. „Den Gedanken, daß sie das kirchliche Amt unterstützen sollten, konnte er nicht aufgeben“. Dieser Streit ist noch nicht beendigt, wenn auch gegenwärtig in den Hintergrund getreten.

Seine Thätigkeit als Redakteur war jedoch nicht auf das Missionsblatt für Israel und die lutherische Kirchenzeitung beschränkt. Er hatte in Deutschland mit Schrecken gesehen, welchen entsetzlich untergrabenden Einfluß die ungläubige Presse hatte, und um die Gefahr derselben Kulturströmungen, womöglich von unserem Volke und unserer Kirche abzuwenden, sah er die Notwendigkeit ein, weit mehr als bisher geschehen, die Presse in den Dienst der Kirche und des Christentums zu nehmen. 1869 gelang es ihm in den Besitz einer kurz vorher gegründeten Zeitung „das Vaterland“ (Fädrelandet) zu kommen. Härem hatte jedoch nur die oberste Leitung der Redaktion sowohl dieser Zeitung als ihres Beiblattes „der norwegische Arbeiter“, welches später unter dem Titel „Daheim“ (Hjemmet) herauskommt. Dies genügte ihm aber noch nicht; er wollte das Prinzip der allgemeinen Wehrpflicht auch auf die Presse anwenden; jeder, welcher des Schreibens fähig war, sollte sich verpflichtet fühlen, sein Volk auch gegen geistlich und moralisch

ruinierende Einflüsse zu schützen. Daher suchte er auch seine Freunde für diese Landwehr zu werben, teilte ihnen Aufgaben mit, die sie in den Tagesblättern behandeln mußten, und verstand es durch seinen Feuereifer sie anzuspornen. Sein Sinn für die nationalen und volkstümlichen Aufgaben war in hohem Grade durch nähere Bekanntschaft mit unsern Dichtern gefördert worden; besonders lieb hatte er B. Björnson und wußte eine ganze Menge seiner Vaterlandslieder und früheren Gedichte auswendig, die er bei passender Gelegenheit anzuwenden verstand. Um so mehr trauerte er über mehrere der späteren Werke seines Lieblingsdichters.

Eine so ausgedehnte und unermüdliche Thätigkeit gefährdete schließlich seine Gesundheit. Einigemal fand er an deutschen Kurorten, die er in Begleitung seiner lieben Gattin besuchte, zeitweilige Besserung. Man riet ihm zu ländlichem Aufenthalt, und er war eben zum Pfarrer einer Landgemeinde ernannt worden, als der Herr ihn nach einem kurzen, triumphierenden Kranken- und Siegesbett im Alter von 38 Jahren heimholte. Zu unserem Diakonissenhause stand er von Anfang an in freundschaftlicher Beziehung, hat auch in früheren Jahren öfter unsere Kranken und Schwestern durch seine innigen Predigten erbaut, wenn er auch keinen aktiven Anteil an dieser Arbeit nehmen konnte. Auch für seine Vaterstadt hat er bei häufigen Besuchen nur indirekt und anregend wirken können.

Ein anderer junger Geistlicher, zweiter Pastor zu St. Petri L. Ostedahl, hat in Stavanger mehrere, für die hiesigen kleinen Verhältnisse großartige Anstalten gegründet, welche ein Zeugnis von der Opferwilligkeit der Geringen und wenig Bemittelten auch in unseren Tagen geben. Zwei große Waisenhäuser, nach Francke'schem Muster mit Werkstätten für Schneiderei, Schusterei,

Buchbinderei u. s. w. verbunden, ein Witwenhaus und ein Magdalenenstift, welches letztere jedoch wieder aufgegeben werden mußte, bilden ein ganzes Stadtviertel. Pastor Oftedahl ist ein praktischer, energischer Mann, welcher durch seine kräftigen Erweckungspredigten einen großen Einfluß besonders auf die untern Schichten des Volkes ausgeübt und gewiß viel Ewigkeitssaat ausgestreut hat. In späteren Jahren warf er sich aber auf die Politik und wurde zum Abgeordneten für den traurig berühmten Storthing oder Reichstag 1883—1885 erwählt, wo er sich in die Arme der radikalen Partei warf. Wie bekannt, ließ der Reichstag durch ein aus den politischen Gegnern erwähltes Gericht die konservativen Minister des Königs wegen politischer Ansichten ihrer Ämter verlustig erklären und nötigte so den König ein Ministerium aus seiner Mitte zu wählen. Pastor Oftedahl übt fortwährend durch eine von ihm ausgegebene religiös-politische Zeitung, in radikaler Richtung gehalten, einen großen Einfluß auf die christlich angeregten Gemeindeglieder, besonders des südlichen Bistums aus.

Hier, in dem geistlich bewegten Stavanger, war die erste auswärtige Station unseres Diakonissenhauses, indem wir 1871 das städtische Krankenhaus mit drei Schwestern übernahmen. Es waren hier sehr schwierige Verhältnisse, zum Teil darin begründet, daß das Krankenhaus nur eine Abteilung einer großen kombinierten Anstalt war. Die Gesundheit der Schwestern litt darunter, sie mußten öfter abgelöst werden, bis man sich endlich, nach vieljähriger schwerer Arbeit mit Schmerzen genötigt sah, diese Station wieder aufzugeben. Aus verschiedenen Gründen mußten auch die beiden Schwestern, die an der Pflegeanstalt für kleine Kinder und in dem Magdalenen-

stift arbeiteten, wieder zurückkehren, so daß jetzt in dieser Stadt, unserer ersten, auswärtigen Station, nur noch fünf unserer Schwestern in der Arbeit stehen: drei in Gemeinde- und Privatpflege und zwei in dem Bezirkskrankenhaus. Die Stadt der Mission scheint kein sehr geeigneter Boden für die weibliche Diakonie zu sein.

Bergen.

Die westlichen Landesteile, welche das Bistum von Bergen — Bergenstift — umfaßt, gehören zu den wegen ihrer Naturschönheit berühmtesten Gegenden Norwegens. Mächtige, tief ins Land hineindringende Meerbusen, umgeben von majestätischen, hohen Gebirgen mit von ewigem Schnee bedeckten Gipfeln machen einen wahrhaft großartigen Eindruck. Zahlreiche Flüsse, in ihrem ungestümen Lauf unzählige, schäumende Wasserfälle bildend, stürzen von den Gebirgen herunter und strahlen in der Sonne gleich silbernen Adern auf den steilen Felswänden, an deren Fuß die schmale Küste eine so üppige Vegetation zeigt, wie man sie sonst nirgends unter diesem nördlichen Breitengrad finden kann. Bergen, die Stiftstadt dieser Gegenden, hat eine denselben entsprechende Lage bei zwei breiten, sich daselbst vereinigenden Meerbusen am Fuße hoher Gebirge.

Im Mittelalter war Bergen die größte Handelsstadt Norwegens, zuweilen die Residenz der norwegischen Könige, und noch heute ist sie, wenn auch der Größe nach nur die zweite, doch unstreitig die eigentümlichste Stadt des Landes; keine andere hat sich in gleichem Grade das mittelalterliche Gepräge bewahrt. Als Denkmäler der Blütezeit Norwegens im 13. Jahrhundert finden wir die Ruine der königlichen Burg die „Haakonarhalle", welche jetzt restauriert wird, den Dom, die

Kreuzkirche und die Marienkirche, sowie eine ganze Reihe milder Stifte, von denen St. Jürgens Hospital für Aussätzige das älteste und bemerkenswerteste ist. Ein langer, mit weißen Warenhäusern versehener Schiffslandeplatz, „die deutsche Brücke“, erinnert an die deutsche Handelsfaktorei oder das Kontor der Hanseaten, welche während 200 Jahren, bis zur Mitte vorigen Jahrhunderts, fast den ganzen Handel im westlichen und nördlichen Landesteil in Händen hatten und zu Zeiten die ganze Stadt beherrschten. Wenn auch diese hanseatischen Kaufleute vielfach demoralisierend auf die Bevölkerung einwirkten, vermittelten sie doch auch, durch die nahen Beziehungen zu Deutschland, daß das geistige Leben der Reformationszeit hier mehr wie in irgend einem anderen Teile unseres Landes Eingang fand. Ein deutscher Mönch Antonius, der später Pfarrer in Bergen wurde, predigte hier schon 1525 das lautere Evangelium, und als die Reformation zwölf Jahre später eingeführt wurde, war Bergen das einzige Bistum Norwegens, das gleich einen evangelischen, von Bugenhagen ordinierten Superintendenten oder Bischof erhielt; weshalb man auch hier ziemlich bald evangelische Geistliche in allen Gemeinden besaß, während sich dies sonst in unserem Lande sehr in die Länge zog.

Unter den Bischöfen Bergens bemerken wir in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts Dr. Erik Pontoppidan, einen frommen Pietisten, der einen sich bis auf unsere Tage erstreckenden Einfluß durch seine Erklärung des lutherischen Katechismus ausgeübt hat. Dieselbe wird — wenn auch in verschiedenen abgekürzten Ausgaben — noch jetzt von jedem norwegischen Kinde in der Schule gelernt und dem Konfirmandenunterricht zugrunde gelegt. Diesem Buch verdanken wir gewiß zum

großen Teil den gesunden, frommen Sinn unseres Volkes in dunklen Zeiten, wenn es auch mit seinem dogmatischen Lehrgebäude als Schulbuch für Kinder schwer faßlich ist.

In der dunkelsten Zeit des Rationalismus finden wir auch in Bergen den hellsten Stern an unserem Kirchenhimmel, den als Redner und Kirchenliederdichter bekannten Bischof Johan Nordahl Brun (Bischof 1803—1817). Ohne Vergleich unser größter Redner, mutig wie ein Kämpfer des Herrn, welcher Gott fürchten gelernt hat und darum sonst niemand fürchtet, felsenfest im Glauben, mit der imponierenden Persönlichkeit eines Fürsten, stand er in der norwegischen Kirche, kämpfend wie ein Athlet gegen die bösen Mächte der Zeit. Dieses Kirchenkampfes, welchen Bischof Brun in Reden und Schriften führte, wird sich die christliche Gemeinde Norwegens immer mit tiefster Dankbarkeit erinnern. Neben dem Bischof steht aber als der bemerkenswerteste Mann der Kirche damaliger Zeit der Bauer H. N. Hauge. Dieser Mann verband mit tiefem religiösem Feuer und Begeisterung einen scharfen psychologischen Blick und hat trotz fehlender Schulbildung Gedanken gedacht, die von der reichsten Begabung zeugen. Alle seine Anlagen konzentrieren sich aber in seiner Energie; er war vorzüglich ein Mann des Handelns, welcher sein Alles an seine Arbeit setzt. Von seiner großartigen Thätigkeit sowie von seinem Schicksal haben wir schon früher gehört; hier sei nur erwähnt, daß er auch in Bergen viel gewirkt hat, sich sogar einige Zeit daselbst als Kaufmann ansiedelte, und daß Bischof Brun sich sehr anerkennend gegen ihn und seine Freunde verhielt und nie erlaubte, daß Hauge in seiner Gegenwart angegriffen wurde, wenn er selbst sich auch im Leben mit vornehmer Überlegenheit der Bauernbewegung fern hielt. Diese

Thätigkeit von oben und von unten hat gewiß den Grund gelegt zu der in Bergen hervortretenden regen Teilnahme für christliche Interessen, für die Arbeit innerer und äußerer Mission. Speziell verdanken wir der Initiative von Bergen unser Missionsschiff, die Seemannsmission und die ärztliche Mission, welche beiden ersteren ihren Vorstand in Bergen haben.

Die Mutter unseres Missionsschiffes ist eine ältere, kränkliche Dame, Luise Olsen, welche sich und ihre alte Mutter durch eine kleine Schule ernährte, dabei aber eine unermüdlich thätige Missionsfreundin war. Gott erwählt gern schwache Rüstzeuge, und Er hat an ihr gezeigt, wie es in der Arbeit für sein Reich hauptsächlich nur auf Liebe, Glauben und Treue ankommt. Wenn auch arm an Geld, war sie reich an Liebe und hat viel für die Mission geleistet. Als sie eines Nachts betend der fernen Missionare und ihrer Schwierigkeiten gedachte, kam ihr plötzlich der Gedanke: „Wir müssen ein Missionsschiff haben, das eine nähere Verbindung zwischen den Arbeitern draußen und der heimatlichen Kirche unterhält, und dasselbe muß womöglich in drei Jahren fertig sein, damit es die jetzigen Zöglinge der Missionsschule hinausführen kann". Sie dachte nicht an die beinahe 100 000 M., die ein Schiff kosten würde, nur daß Gott allmächtig ist, und daß er uns ein Schiff geben würde, wenn es für seine Sache nützlich sei. Sie hatte auch nie von einem Missionsschiffe gehört, am nächsten Tag aber wurde ihr von einem Freunde ein Bericht von dem Hermannsburger Schiff „Candace" geschickt, der sie in ihrem Vorhaben bestärkte.

In aller Stille stellte sie nun unter ihren Freundinnen Sammlungen an, und als sie, unerwartet schnell, gegen 1000 M. eingesammelt hatte, brachte sie das Geld ihrem Seelsorger

mit der Bitte, daß er jetzt die Angelegenheit in die Hand nehmen möge. Er that es mit Freuden, überzeugt, daß der Gedanke von Gott kam und die Stifterin unermüdlich in Gebet und Arbeit sei. Ihr Glaube wurde nicht beschämt; als drei Jahre nachher (1864) die Generalversammlung der Missionsgesellschaft in Bergen stattfand, lag „Elieser“, mit Flaggen geschmückt, bereit, die jungen Missionare nach dem fernen Weltteil zu führen, um ihrem Herrn eine Braut aus heidnischem Stamm zu werben. Zwanzig Jahre lang diente Elieser der Mission, und als er zu alt und gebrechlich für die weiten Reisen geworden war, konnte er seinen Sohn „Paulus“ schuldenfrei in die Welt ausziehen lassen, um seinen Platz einzunehmen. Im Juni 1885 trat das neue Missionsschiff seine erste Reise nach Afrika an.

Zu derselben Zeit, als durch „Elieser“ die Seeleute in den Dienst der Mission genommen wurden, trat auch die Mission für skandinavische Seeleute in fremden Häfen ins Leben. Der Ausdruck „Mission“ muß jedoch hier, mit Luthardt, im weitesten Sinne verstanden werden, als alle freiwillige Arbeit im Geist und Sinn der Kirche umfassend, und es würde ein großes Mißverständnis sein, wenn dieser Ausdruck den Gedanken hervorriefe, daß unser Seemannsstand mehr als andere Stände die Arbeit der rettenden Liebe bedürfe, denn im Großen und Ganzen machen unsere Seeleute dem Vaterlande Ehre und zählen in ihren Reihen verhältnismäßig viele, welche dem himmlischen Vaterlande zueilen. Die heimatliche Kirche kann indessen auf gewöhnlichem Wege diese ihre Söhne auf ihren weiten Reisen, bei oft vieljähriger Abwesenheit vom Vaterlande, mit Wort und Sakrament nicht erreichen, darum trat die freiwillig dienende Liebe in den Riß,

sammelte Mittel und übernahm die Leitung unter Garantie und Kontrole der Kirche.

Diese Thätigkeit steht aber nicht, wie sonst die innere Mission, in einem dienenden, unterstützenden Verhältnis zum kirchlichen Amt; die Missionare für die Seeleute sind in unserer Kirche ordinirte Geistliche, welche rechtlich die volle Verantwortung tragen, die Berechtigung der Verwaltung der Gnadenmittel besitzen, auf das Bekenntnis und Ritual der norwegisch-lutherischen Kirche verpflichtet sind und unter der Kontrole nicht nur des Hauptvorstandes, sondern auch des Bischofs von Bergen stehen. An den verschiedenen Stationen des „Vereins für die Verkündigung des Evangeliums unter skandinavischen Seeleuten in fremden Häfen", — wie die Gesellschaft sich benennt, haben sich auch kleine Gemeinden von dort wohnenden Skandinaviern gebildet, deren Seelsorger der Missionspastor ist. Welch großer Segen für unsere Seeleute sind nicht diese Kirchen, in welchen sie in dem fremden Lande den schönen Gottesdienst des Herrn in ihrer Muttersprache feiern können, die Lesezimmer mit guten Büchern und Zeitungen, und besonders die seelsorgerliche Thätigkeit des Pastors, sowohl an Bord der Schiffe, die er besucht, als in den Logierhäusern und Hospitälern! Wie ein Lichtpunkt strahlt das Weihnachtsfest mit seinem Christbaum und den vielen Liebesgaben aus der Heimat; wie jubelnd klingen dann oft die Weihnachtslieder in diesen Kreisen, wie können die kräftigen treuherzigen Seeleute sich wie Kinder an diesem Fest freuen, welches, indem es ihnen die himmlische Freudenbotschaft bringt, auch an die irdische Heimat erinnert! Aus den Berichten unserer Pastoren an die Seeleute in fremden Häfen wollen wir einige Auszüge mitteilen.

„Es ist doch etwas Großes um die Liebe, die man daheim in Norwegen für uns Seeleute hat", sagte ein alter Matrose zu mir, als wir eines Abends in vertraulichem Gespräch im Lesezimmer saßen. „Ich freue mich jedesmal so, wenn wir nach einem Hafen segeln, wo Kirche und Lesezimmer sind; hier ist es hell und warm, und man bekommt Gottes Wort und Kirchenlieder zu hören wie zu Hause und gute Bücher und Blätter zu lesen. Es ist, als wenn wir nach einer langen, stürmischen Reise über das atlantische Meer kommen und den ersten bekannten Leuchtturm entdecken." Ja, sind nicht unsere Stationen wie liebe Leuchttürme für manchen gottesfürchtigen Seemann? Er sieht sie so gern. Sind sie nicht schon oft ein Licht und Leiter für manche Seeleute gewesen, denen es auf dem stürmischen Meere des Lebens schlecht ergangen war? Ja, Gott sei Dank! wir dürfen es glauben; jedoch freut es uns, dies auch von Jemand sagen zu hören, dem die Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit aus den Augen strahlt.

Ein anderer Pastor schreibt, nachdem er mit Bedauern erwähnt hat, daß unser armes Land nichts, weder von sozialer, noch praktischer oder christlicher Art aufweisen kann, das, wie er meint, den Vergleich mit ähnlichem in den größeren Ländern vertragen kann: „Zwei Vorzüge haben wir aber, die keine Nation uns abdisputieren darf, und die in Zukunft mehr und mehr die Aufmerksamkeit auf unser Volk lenken werden, der eine ist — merkwürdig zu sagen — die Mitternachtsonne und der andere: unsere Seeleute. Wir singen in einem Vaterlandslied, daß die norwegische Flagge auf allen Weltmeeren und in allen Häfen sich mit Ehren zeigt. Dies scheint zwar leider bald eine Sage zu werden (unsere Segelschiffe werden nämlich immer mehr von den großen Dampfschiffen

der kapitalreicheren Nationen verdrängt), allein die norwegischen Seeleute werden auch fernerhin auf allen Meeren und in allen Häfen zu finden sein, und sie machen auch unserer Nation Ehre. Wir dürfen es gewiß als einen gerechten Tribut für unseren ehrenhaften Seemannsstand ansehen, wenn wir hören, daß die sogenannten Lordkutter es als ihr höchstes Ziel für eine auserwählte Mannschaft ansehen, daß dieselbe aus lauter Norwegern bestehe. Es wird auch von allen öffentlichen Autoritäten anerkannt, daß die Skandinavier und besonders die Norweger die vorzüglichsten Seeleute sind, sowohl was Tüchtigkeit, als was Ehrenhaftigkeit des Charakters anbelangt.

Ein dritter Pastor schreibt: „Wie oft dürfen unsere Seeleute erleben, was im Psalm 107, 23—32 geschildert ist. Eine Nacht in Schneegestöber und Orkan, der das Schiff der nahen Küste zuführt, kein Leuchtturm zu entdecken, kein Lootse, wo es in der Dunkelheit vorwärts gehen muß, entweder zum Tode oder zum Leben; eine solche Nacht kann wohl die härteste Seele zum Gebet bringen, und wie oft habe ich gehört: „In jener schrecklichen Nacht versammelten wir uns viele Male zum Gebet." — Ja, Gott redet ernst zu dem Seemann. — „Ich bin viel herumgefahren, Gott hat mich oft gerufen, als ich aber voriges Jahr in der Nähe von Java auf dem wilden Meere herumschwamm, da dachte ich daran, daß ich seit vielen Jahren nicht das heilige Abendmahl genossen hatte; jetzt komme ich und begehre den Leib und das Blut meines Erlösers essen und trinken zu dürfen." — Welche wunderbare Gebetserhörungen darf der Seemann auch erleben! „Im Golfstrom hatten wir Regen und furchtbares Gewitter; der Sturm peitschte das Meer. Es war

am Abend, als wir plötzlich eine schreckliche Wasserhose entdeckten, die mit großer Schnelligkeit auf uns zueilte. Wir standen auf dem Verdeck und sahen mit Entsetzen das Ungeheuer nahen, welches uns in dem nächsten Augenblick den Untergang bringen mußte. Da habe ich so recht Gott angerufen, er möchte uns auch diesmal erretten und siehe! in demselben Moment drehte sich der Wind und das Ungeheuer zog hinter unserem Schiffe vorbei, wir spürten nur ein Schütteln im Vorüberfahren."

„Wenn wir von diesem oder jenem Unglück auf dem Meere lesen, werden wir zwar dann und wann ergriffen, aber bald vergessen wir es wieder, wenn wir kein persönliches Interesse daran haben, und die Meisten besitzen gar keine Ahnung von dem Raube des Todes auf dem Meere, wenngleich seine Tiefen Monat für Monat große Scharen in ihrem nassen Grab verschlingen. Fünfzig Schiffbrüche in der Woche, oder ein Unglück auf dem Meere alle vier Stunden ist die Durchschnittszahl. Müssen wir nicht erschrecken, wenn wir die Register der Schiffbrüche der letzten 37 Jahre durchlesen und finden, daß die durchschnittliche Anzahl in einem Jahre 2000 ist? Was sind die Schlachtfelder der Welt im Vergleich mit der schrecklichen Todesernte des Meeres? Hier ist ein Kampf auf Leben und Tod mit Sturm und Wellen, mit eisiger Kälte, mit brennender Hitze, mit Hunger und Durst, und dieser Kampf wird ohne Trommel und Trompeten, ohne die begeisternden Töne der Janitscharenmusik, ohne Kanonendonner und Gewehrsalven, ohne die Stimulanz des Ehrgeizes, ohne Erwartung der Auszeichnung eines Ordens, er wird von braven Seeleuten auf dem einsamen Meere, tausende von Meilen vom Land oder in kohlschwarzer

Nacht gegen schäumende Wogen gekämpft, während vielleicht nur wenige Meilen sie von Frau und Kind, Eltern und Geschwistern scheiden. Ich habe von jeher die tapferen Krieger bewundert, welche ihr Vaterland mutig gegen überlegene Feinde verteidigen; jetzt bewundere ich aber noch viel mehr den Seemann, der in dunkler Nacht, während sich die Wellen wie Gebirge auftürmen und das Schiff wankt, auf den Raaen schwebend, die Hände steif vor Kälte und der Regen ihm in die Augen peitschend, die Segel befestigt, die wie rasend zurückschlagen. Wie mancher Sohn, Mann oder Bruder hat in einer solchen Stunde das Segel zum letzten Mal befestigt! Wie viel Lob, Poesie, Orden und Monumente werden nicht Thaten gespendet, die keinen Vergleich aushalten können mit den Großthaten des Seemanns auf dem Meer, welche so oft vergessen, oder wenn es hoch kommt, mit einem Fernrohr oder einer Medaille belohnt werden! Wie heldenmütig opfern nicht unsere Seeleute ihr Leben, um Mitmenschen zu erretten! —"

Beispiele solcher in der Stille verübter opfermütigen Thaten gehören nicht hierher und würden uns zu weit führen, das schon Angeführte genügt, um uns das gefahrvolle Leben der Seeleute vor Augen zu führen und die ernste Sprache Gottes mit ihnen, sowie die Sehnsucht der ernsteren Seelen nach dem Hafen der Kirche mit Wort und Sakrament besser verstehen zu lassen. Wenn unsere Pastoren schon einen bereiteten Boden für ihre Thätigkeit unter ihnen finden, so dürfen wir aber nicht vergessen, daß sie auch öfters solchen begegnen, die eben so viel geben, wie sie empfangen, denn nicht wenige unserer Seeleute besitzen ein reiches Kapital von Erfahrungen eines langen Christenlebens.

„Haben Sie viele gläubige Seeleute kennen gelernt? fragte man mich öfter in der Heimat“, schreibt ein Pastor, „meine Antwort war: Gott sei Dank! Ich kenne eine Schar armer Sünder, welche jeden Tag von Gnade leben. Nimm deinen Hut ab und neige dich tief vor jenem Mann in der getheerten Jacke! Er ist ein Königssohn. Siehe diesen Jüngling! Er strahlt von Liebe zum Heiland. Drücke diesem Kapitän die Hand! Sein Leben ist verborgen mit Christo in Gott. Setze dich zu ihren Füßen und höre Lebensweisheit. Laß dir von Gottes Führungen erzählen, denn sie haben die listigen Anläufe des Satans erfahren, aber auch die allmächtige Hand Gottes; sie sind in dem Rachen des Todes gewesen, haben aber ihren Lebenskompas in Ordnung gehabt. Sie durften auf dem Meer die stille Arbeit des Geistes in den Tiefen des Herzens erfahren und bestanden darum im Hafen im Strudel der Versuchungen. Sich gedulden und leiden, still sein und warten, das haben sie unter monate- und jahrelanger Abwesenheit von Frau und Kindern, Eltern und Heimat gelernt.“

Solche Feierstunden, wie sie sie unter diesen geprüften Christen verleben, sind zwar unseren Pastoren in der Fremde vergönnt, ihre Arbeit ist aber natürlich viel mehr, im Dienste der bewahrenden und rettenden Liebe, unter den vielen Versuchungen und Verlockungen des Hafenlebens, über die jungen und unerfahrenen, die strauchelnden und schwachen, die leichtsinnigen und gar verlorenen Söhne unseres Volkes zu wachen. Den vollen Segen dieser Liebesarbeit wird erst die Ewigkeit offenbaren.

Der Vater dieser Thätigkeit ist der Pastor Storjohann, welcher, so bald als er sein theologisches Examen gemacht hatte,

an der deutschen Gemeinde seiner Vaterstadt angestellt ward. Als das Amt in dieser kleinen Gemeinde dem jungen thatkräftigen Manne viel Zeit übrig ließ, nahm er mit großem Eifer an der Arbeit der inneren Mission Teil. Auf einer Reise in Schottland, um die dortigen kirchlichen Verhältnisse zu studieren, hatte er öfter Gelegenheit, Sonntags den norwegischen Seeleuten in den Hafenstädten zu predigen, und der Gedanke drängte sich ihm auf, welche wichtige Thätigkeit es sein würde, unseren Seeleuten in fremden Häfen mit Wort und Sakrament nachzugehen. Nach Hause zurückgekehrt, regte er die Sache mit großer Wärme an und gründete binnen zwei Monaten sowohl einen Hauptverein in Bergen, wie zwanzig Zweigvereine in den größeren Küstenstädten. Es bedurfte nur der Anregung, um die Gemeinde Norwegens die Sache als ihre eigene aufnehmen zu lassen. Im Jahr 1867 wurde das Pastorat an der kleinen deutschen Gemeinde aufgehoben, da die alten deutschen Gemeindeglieder fast alle gestorben waren und die jüngere Generation nur unvollständig Deutsch verstand. Pastor Storjohann wurde dann berufen, die erste Station der Gesellschaft in London zu gründen. Die überwältigende Arbeit unter den 20000 skandinavischen Seeleuten der Weltstadt griff jedoch bald seine Gesundheit so an, daß er nach wenigen Jahren zurückkehren mußte. In Schweden, Dänemark und Finnland wurden durch seine Anregung ähnliche Vereine gegründet, so daß die nordischen Länder jetzt 26 Stationen — von denen 12 norwegische und 10 schwedische — in verschiedenen größeren Seestädten Europas und Nordamerikas haben; die meisten besitzen eigene Kirche und Pfarrhaus.

Auch die ärztliche Mission unter den Heiden ver-

danken wir Pastor Storjohann's Anregung. Ein begeisterter Vortrag bei der früher erwähnten Missionsversammlung in Bergen 1864 über die ärztliche Mission Schottlands war die erste Veranlassung, daß ein junger Arzt, Chr. Borchgrevink, sich der Mission widmete und nach vollendeten theologischen Studien als unser erster ärztlicher Missionar nach Madagaskar zog.

Ein Verein für Sonntagsheiligung wurde ebenfalls durch Pastor Storjohann ins Leben gerufen. Wiederholte Vorstellungen seitens dieses Vereins veranlaßten die öffentlichen Behörden, das Dienstpersonal der Staatsbahnen wenigstens jeden dritten Sonntag frei zu geben; auch in anderen Richtungen hat man die Früchte der Thätigkeit sehen dürfen. Bei der letzten internationalen Konferenz in Antwerpen 1885 trat der norwegische Verein durch seine Vertreter eifrig für die Sonntagsruhe in Hafen und Dock ein, indem sie hervorhoben, daß sein Schiff für den Seemann nicht nur sein Haus, sondern in fremden Häfen meist auch seine Kirche ist. Diese Vorstellungen schienen großen Anklang zu finden.

Nachdem Pastor Storjohann mehrere Jahre eifrig und mit erfinderischer Liebe im Dienste der inneren Mission gearbeitet, Missionshäuser errichtet und sich besonders der Seeleute, Hafenarbeiter und Sackträger, Fabrikarbeiter und Arbeiterinnen, Kutscher, Marktkinder u. s. w. angenommen hatte, gründete er vor wenigen Jahren in Kristiania ein Gymnasium und Studentenhaus für junge Leute, welche erst in späteren Jahren ihre Studien anfangen, und in Verbindung damit ein Predigerseminar zur Ausbildung von Geistlichen für unsere in großer Menge nach Amerika ausgewanderten

Landsleute. In dieser Anstalt „Hauges Minde“ wirkt er fortwährend als Hausvater und Lehrer. In seiner Vaterstadt hat er in späteren Jahren nur anregend wirken können.

Bergen ist die zweite auswärtige Station unseres Diakonissenhauses; in demselben Jahre wie sie in Stavanger angefangen, hat die Thätigkeit hier sich so schnell entwickelt, daß Bergen jetzt unsere blühendste Station ist. Sie umfaßt 20 Schwestern, besitzt ihr eigenes Haus und ein nicht unbedeutendes Kapital, und wird wahrscheinlich in Zukunft zu einem selbstständigen Mutterhause heranwachsen. Als 1871 von einem Verein die zwei ersten Schwestern für Privatpflege begehrt worden waren, fanden dieselben zunächst Aufnahme im Hause der vorher erwähnten alten Missionsfreundin Luise Olsen. Sobald die Arbeit sich erweiterte, mußte man aber eine eigene Wohnung im Mittelpunkt der Stadt suchen.

Für die Armenpflege wurde zunächst eine Schwester im Dienste der inneren Mission angestellt; ihr Distrikt war aber übermäßig groß, eine zweite genügte auch nicht, so sammelte denn der Diakonissenverein Mittel und erhielt 7 Schwestern für die Armenpflege, eine für jede Gemeinde. Dadurch löste sich das Verhältnis zu der inneren Mission, mit der aber die Schwestern fortwährend in freundlicher Verbindung stehen, wenn auch ihre Thätigkeit hier, wie in Kristiania, in diejenige der für jede gegründeten, freiwilligen kirchlichen Armenpflege eingegliedert ist. Für die Privatpflege hat man in Bergen 4 Schwestern, welche mit den Gemeindeschwestern zusammen in dem Stationshaus oder, wie wir es nennen, „Diakonissehjem“ mit einer Schwester als Hausmutter wohnen. In dem städtischen Krankenhaus arbeiten 9 Schwestern; man hat noch für andere Arbeitszweige hier Diakonissen gewünscht;

wegen Mangel an geeigneten Kräften konnten wir aber bis jetzt diese Bitten nicht erfüllen. Die weibliche Diakonie scheint also in Bergen fruchtbaren Boden gefunden zu haben.

Throndhjem.

Die alte Königsstadt Nidaros, das jetzige Throndhjem, oder wie die Deutschen es gewöhnlich nennen Drontheim, liegt auf einer Halbinsel, welche der Nidfluß bei seiner Mündung in den langen und breiten Throndhjemsfjord umfließt. Auf einer Anhöhe liegt die jetzt niedergelegte Festung Kristiansten, von wo man eine reizende Aussicht über die Stadt und ihre schönen Umgebungen genießt. Auf der Insel Munkholmen — Mönchsinsel, nach einem früher hier gelegenen Kloster genannt — liegt, dem Hafen gegenüber die jetzige Festung. Von der alten Stadt und historischen Denkmälern ist wenig erhalten; eine ganze Reihe heftiger Feuersbrünste, sowie verschiedene Belagerungen haben dieselben im Laufe der Jahrhunderte zerstört.

Nur ein einziges, aber auch großartiges Denkmal mittelalterlicher Baukunst besitzt die Stadt in dem berühmten Dom, nicht nur der größten, sondern auch bemerkenswertesten Kirche der drei skandinavischen Länder, die trotz der Barbarei dreier Jahrhunderte noch ihre majestätische Schönheit größtenteils bewahrt hat und jetzt restauriert wird. Die Kirche wurde sehr früh zu verschiedenen Zeiten aufgeführt, aber erst im Jahr 1300 vollendet. „Selten wird man einen Bau finden, wo der Spitzbogenstil mit größerer Eleganz und Anmut hervortritt, als an dem östlichen Kreuz, während die beiden Querschiffe in Rundbogenstil, nach englischen Vorbildern, durch einen großen Reichtum schöner architektonischer Einzelheiten

sich auszeichnen." Am Hochaltar stand im Mittelalter der silberne, mit Edelsteinen reich geschmückte Sarg des heiligen Königs Olaf, welcher 1030 im Kampf mit seinen aufrührerischen, heidnischen Unterthanen, denen er mit Gewalt das Christentum hatte aufdringen wollen, fiel. Nach seinem Tode war das Heidentum in Norwegen gebrochen, er wurde heilig gesprochen und als Schutzheiliger des Landes geehrt. Nicht nur aus den drei skandinavischen Ländern, sondern aus dem ganzen nördlichen Europa, ja von entfernten Ländern strömte eine große Schar von Pilgern hierher, um an der Ruhestädte des heiligen Marthyrerkönigs im hohen Norden ihre Andacht zu verrichten. Nidaros war damals der wichtigste Wallfahrtsort im nördlichen Europa. Mehrere der alten Könige sind in dem Dom beigesetzt, und in unseren Tagen werden die Könige Norwegens in dieser Kathedrale gekrönt.

Der Erzbischof von Throndhjem war in der katholischen Zeit der mächtigste Prälat des Landes, welcher oft einen wichtigen Einfluß sowohl in weltlichen wie geistlichen Angelegenheiten ausübte und sich auch öfter dem König widersetzte. Als der letzte norwegische Erzbischof nach der sogenannten „gräflichen Fehde" landesflüchtig werden mußte, war das Schicksal Norwegens für Jahrhunderte sowohl in weltlicher wie in geistlicher Beziehung besiegelt. Zu derselben Zeit, als das Reich vollständig seine politische Freiheit und Selbständigkeit verlor, wurde auch befohlen, daß die Reformation eingeführt werden sollte. Die Kirchengüter sollten eingezogen werden, und der König allein „Patronatsrecht über alle Prälaturen, Würden und Lehen besitzen".

Wahrscheinlich aus politischen Gründen ließ man 9 Jahre vergehen, ehe der erste evangelische Bischof Mag. T. Olaffen

Bratt, welcher in Wittenberg studiert und in dem Hause Luther's gewohnt hatte, eingesetzt wurde. Er wird von Luther als „ein feiner, gelehrter Mann“ bezeichnet, und Bugenhagen schildert ihn als „gelehrt, fromm, sittlich und verständig.“ Als er 1546 mit Furcht und Zittern das vernachlässigte Bistum übernahm, waren die Verhältnisse hier sehr traurig. Mehr als die Hälfte der Gemeinden hatte keinen Pfarrer, die alten katholischen waren gestorben, und man hatte keine evangelischen an ihre Stelle zu setzen. Die Bischöfe mußten in jener Zeit selbst ihre Geistlichen in den Domschulen ausbilden, aber die Kirchengüter befanden sich in den Händen des Staates. Wie konnte er die Domschule erhalten? Er mußte damit anfangen, beim König um Unterstützung für die Schule zu bitten, „ohne welche er befürchte, daß das Bistum wieder ganz heidnisch werden würde“, was ihm am höchsten Orte nicht ganz gut aufgenommen wurde. Seine Thätigkeit währte indessen nur kurze Zeit, da er bald von der Pest hingerafft wurde. Seinem Nachfolger, der auch in Wittenberg studirt hatte, gelang es endlich, das Bistum mit evangelischen Geistlichen zu versehen und das Wachstum eines christlichen Lebens zu fördern. Von da an gingen die kirchlichen Verhältnisse Throndhjems mit in dem Geleise der übrigen lutherischen Kirche.

Erst im Anfang des 18. Jahrhunderts finden wir einen ganz besonders hervorragenden Mann, den Apostel der Finnen, Thomas von Westen, eine großartige imponierende Natur, von unbeugsamer Willenskraft und rücksichtsloser Energie. Er war eine Persönlichkeit, der es nie einfallen konnte, sich selbst zu schonen, darum wurden auch alle seine hervorragenden Gaben, alle seine Kraft ohne Bedenken dem Herrn geopfert.

In dieser absoluten Selbstaufopferung in der Arbeit für sein großes Ziel lag sowohl seine Stärke wie seine Schwäche. Weil es ihm so schwer fiel, Rücksicht zu nehmen, gab er oft unnötigen Anstoß; weil brennend im Geist, war er auch manchmal ungebührlich scharf und vergaß „alles zum Besten zu kehren". Im Zusammenhang mit seiner energischen Selbsthingebung stand auch seine hervortretende Uneigennützigkeit, eine tiefe Geringschätzung für weltliche Dinge und eine übermäßige Opferwilligkeit. In allen diesen Beziehungen war er gewiß die größte Persönlichkeit unserer Kirche im 18. Jahrhundert. „Es sind ja nicht die harmonischen Naturen, welche eine neue Zeit herbeirufen, sondern eben die Männer mit scharfen Ecken, mit hervortretenden Einseitigkeiten, welche groß sind in Vorzügen wie in Mängeln." (Dr. Bang.)

In Throndhjem geboren, hatte er in Kopenhagen eben seine umfassenden Studien vollendet, als er von der pietistischen Erweckung ergriffen wurde. Bald nachher Pfarrer in Romsdalen geworden, nahm er sich mit glühendem Eifer seiner Gemeinde an. Nie war das Evangelium vom Kreuze so in diesen Gegenden verkündigt, Katechisationen gehalten und Seelsorge nach großem Maßstabe geübt worden. Man verklagte ihn beim Bischof und König; er überwand aber bald allen Widerstand und wirkte in großem Segen. Auch seine Amtsbrüder wurden durch ihn angeregt; sechs ältere und jüngere Geistliche schlossen sich ihm nahe an — man hat denselben den schönen Namen das „Siebengestirn" gegeben — und übten eine segensreiche, christliche Liebesthätgkeit aus; besonders verbreiteten sie Tausende von Bibeln und Gesangbüchern, sowie eine Menge erbaulicher Schriften. Nach einigen Jahren wurde Thomas von Westen als Lektor in Throndhjem

und Vikar des neugegründeten Missionskollegiums für die Mission in Finnmarken ernannt; er sollte die fast übermenschliche Arbeit übernehmen, sowohl die dort herrschende geheime und offenbare Abgötterei unter den Ureinwohnern dieser Gegenden auszutilgen, als sie zu einem neuen christlichen Leben zu erwecken. Der „Apostel der Finnen" ließ sich nicht durch die Größe der Aufgabe zurückschrecken; mit feuriger Begeisterung und entsagender Selbstaufopferung gab er sich ihrer Lösung hin. Es würde uns zu weit führen, seine Missionsreisen in jenen nördlichen Gegenden, seine Arbeit, Kämpfe und Leiden und — seine Fehlgriffe zu schildern. Es genügt hier zu bemerken, daß er seine ganze Lebenskraft an diese Arbeit setzte, bis er müde und gebeugt 1727 heimging.

Um dieselbe Zeit begegnen wir in diesen nördlichen Landstrichen, welche damals zum Bistum Throndhjem gehörten, einer anderen apostolischen Gestalt, Pastor in Lofoten Hans Egede, welchen aus glühendem Eifer für die Mission sein Amt in der heimatlichen Kirche niederlegte und der Apostel Grönlands wurde. Bis zu seinem Lebensende arbeitete er mit apostolischer Liebe und Ausdauer unter den Eskimos dieses Landes.

Von den vielen milden Stiftungen und Barmherzigkeitsanstalten Throndhjems stammen einige aus dem Mittelalter: ein Hospital, St. Jörgens Haus, und ein Waisenhaus; die reichen Angell'schen Anstalten und einige andere aus dem vorigen Jahrhundert. Sie sind eine große Wohlthat für viele Arme, besonders auch für solche, welche bessere Tage gesehen haben. Die christliche Liebesthätigkeit in unserem Jahrhundert hat auch hier ihre besten Stützen in den alten

Haugianern und den herrnhutisch angeregten Kreisen gehabt. Viele gläubige Geistliche haben in jetziger Zeit ein gesegnetes Arbeitsfeld hier gefunden.

Throndhjem ist auch die dritte auswärtige Station unseres Diakonissenhauses, in demselben Jahre übernommen, wie die beiden vorher erwähnten. Damals wurde eine Schwester im Dienste der inneren Mission für Privatpflege angestellt, jetzt stehen sieben Schwestern sowohl für Gemeinde- wie Privatpflege im Dienste dieses Vereins. Die Station besitzt auch hier ihr eigenes Haus mit einer Schwester als Hausmutter. Im städtischen Krankenhause arbeiten fünf Schwestern, während eine Hausmutter in einer vor einigen Jahren errichteten Anstalt für alleinstehende junge Mädchen, einer Art Mägdeherberge, ist. Eine Diakonissin steht auch der Abteilung der weiblichen Sträflinge in der Zwangsarbeitsanstalt Vollan vor, wo sie dieselben zu weiblichen Handarbeiten anleitet und ihnen Gottes Wort und christliche Einwirkung bringt. Es ist ihr in dieser schweren Arbeit öfter die Freude vergönnt, die eine oder andere Seele auf einen besseren Weg zu führen. In der Nähe der Stadt liegt auch die Pflegeanstalt für Aussätzige Reitgjerdet, wo wir leider zeitweilig unsere Arbeit aufgeben mußten. Es stehen augenblicklich 14 Schwestern hier in der Arbeit, und im ganzen hat die Diakonissenthätigkeit in Throndhjem eine gesunde Entwickelung gehabt und sich mehr wie gewöhnlich verzweigt.

Lillehammer.

An einem frostigen Wintermorgen im Monat März in den siebziger Jahren sehen wir eine Diakonissin mit der Eisenbahn von Kristiania nordwärts reisen. Die fruchtbare

Gegend, durch welche die damals nur 66 Kilom. lange Nordbahn bis zu der Station Eidsvold führt, ist in eine leichte Schneedecke gehüllt, welche die grünen Tannenwälder und die großen Bauernhäuser mehr hervortreten läßt, während man dann und wann an einer Kirche mit schlankem, himmelanstrebendem Turme vorbeieilt. In Eidsvold angekommen findet die Schwester den vorher bestellten Kutscher wartend, welcher sie mit seinem Schlitten an das Ziel ihrer Reise, der kleinen Landstadt Lillehammer am nördlichen Ende des 133 Kilom. langen Binnensees Mjösen führen soll. Im Sommer ist das Städtchen mittelst einer sehr schönen, angenehmen Dampfschiffahrt zu erreichen, auch im Winter ist es jetzt, da die Eisenbahn bis Throndhjem vollständig fertig ist, eine ganz bequeme Reise, während es damals zeitweise eine ganz schwierige Sache sein konnte, was auch unsere Schwester erfahren sollte.

Die Wege sind recht schlecht in dieser Jahreszeit, da die Sonne vielfach den Schnee verzehrt hat; man tröstet sich aber mit dem Gedanken, daß nach 2—3 Stunden die Fahrt auf dem Eise des Sees um so schneller fortgesetzt werden kann. Nachdem die Hälfte dieser Strecke mühsam zurückgelegt ist, läßt man das Pferd ein wenig ausruhen, und die Schwester benutzt die Gelegenheit, sich das dicht am Wege gelegene nationale Denkmal, Eidsvold Verk, eine frühere Eisengießerei, wo die Reichsversammlung 1814 stattfand, anzusehen.

Mit Ehrfurcht betritt sie das alte hölzerne Gebäude, das mit seiner Porträtsammlung der Volksrepräsentanten ein norwegisches Versailles in sehr verkleinertem Maßstabe darstellt. Im Geiste versetzt sich die Schwester in jene bewegte Zeit, von der ihre Eltern und Großeltern so oft er-

zählt hatten. Als der dänische König nach dem Kieler Traktat genötigt worden war, Norwegen an Schweden abzutreten, wollten unsere Väter sich das nicht gefallen lassen. Eine Provinz Dänemarks war ihr Land doch nicht, trotz der abhängigen Stellung in der 400jährigen Union. Das nationale Selbständigkeitsgefühl erwachte mit Macht und als der König sie von ihrem Eide entbunden hatte, konnten die Norweger ohne Treubruch die Sache des Vaterlandes in eigene Hände nehmen; Repräsentanten des ganzen Landes versammelten sich in Eidsvold, um Norwegen eine neue, freie Verfassung zu geben. Ja, wie freute sie sich, daß der Fluch des Treubruchs nicht auf diesem Werke ruhte, und daß die Repräsentanten sich, ehe sie ihre Verhandlungen begonnen, in dem Hause Gottes zu feierlichem Gottesdienst versammelt hatten, um den Segen des Herrn über ihr Vorhaben zu erflehen; unsere Väter wollten doch nicht ihr Werk ohne Gott anfangen! Und welche feierliche Stimmung bewegte die Versammlung bei der ersten Sitzung in dem Saal, als einer der hervorragendsten Repräsentanten, Professor Sverdrup, berichtete, wie ein alter Bauer, welcher auf der Reise sein Kutscher gewesen, ihm die ernsten Worte mitgegeben habe: „Wie sie auch bei der Reichsversammlung beraten mögen, so vergessen sie nur ja nicht, daß Gott dabei ist,“ und tief bewegt der Versammlung diese Worte ans Herz legte.

Als die Konstitution am 17. Mai vollendet war, wurde sie mit Freuden begrüßt, und das Volk war bereit, die neue Freiheit mit bewaffneter Hand zu verteidigen. Der kurze Krieg mit Schweden unter wechselndem Kriegsglück hatte indessen wenig Bedeutung; den glücklichen Ausgang verdanken wir mehr diplomatischen Unterhandlungen; durch die Ver-

mittelung des freisinnigen schwedischen Kronprinzen Carl Johann, früher Marschall Bernadotte, wurde die Vereinigung Norwegens mit Schweden in ehrenvoller Weise vollzogen, die Konstitution anerkannt und beide Länder auf gleichem Fuße unter denselben König gestellt.

Hier in diesem Saal haben die edlen Vaterlandsfreunde, deren Bilder die Wände schmücken, das Werk vollführt, welches unter dem sichtbaren Segen Gottes Norwegen viele glückliche Jahre in mehr als einem halben Jahrhundert gebracht hat. Wie hütete die ältere Generation aber auch diese Verfassung, wie ihren Augapfel! Ein echter Norweger, hieß es, schätzt nächst seiner Bibel die Verfassung seines Vaterlandes als sein teuerstes Kleinod. Wie begeistert feierte auch unsere Schwester von Kind auf mit ihren Geschwistern und Freundinnen jeden 17. Mai, den Freiheitstag ihres Landes! Erst in reiferen Jahren lernte sie verstehen, daß diese Konstitution, wie jedes menschliche Werk, ihre Unvollkommenheiten besitzt, und daß namentlich die Kirche sich nicht über ihre vollständige Unmündigkeit unter dem Regimente des Staates freuen darf, welche in Zeiten des Unglaubens von verhängnisvoller Bedeutung werden kann. Schon ziehen dunkle Wolken sowohl an dem politischen als an dem kirchlichen Horizont herauf und erfüllen die Herzen mit bangen Ahnungen.

In solchen Gedanken vertieft verläßt die Schwester den Ort, welcher ihr die vergangenen Zeiten so lebendig nahe brachte, und während sie nun ihre Reise fortsetzt, denkt sie lange mit ängstlicher Sorge an die Zukunft ihres Landes und ihrer Kirche, bis ihr plötzlich Paul Gerhardt's Worte ins Gedächtnis kommen: Bist du doch nicht Regente, der alles führen soll; Gott sitzt im Regimente und führet alles wohl.

Leise stimmt sie das schöne Lied an, und als sie den vierten Vers gesungen:

> Weg hast Du allerwegen,
> An Mitteln fehlt Dir's nicht,
> Dein Thun ist lauter Segen,
> Dein Gang ist lauter Licht;
> Dein Werk kann niemand hindern,
> Dein' Arbeit darf nicht ruhn,
> Wenn Du, was Deinen Kindern
> Ersprießlich ist, willst thun.

kann sie wieder freudig alle ihre Sorgen auf den werfen, welcher Himmel und Erde regiert. Jetzt haben sie auch bald die Überfahrtstelle erreicht; Pferd und Schlitten wird auf der Fähre nach dem andern Ufer gebracht, und nun soll die Eisfahrt beginnen.

Auf die Frage, ob auch das Eis sicher sei, erhalten sie die Antwort, daß gestern mehrere Fuhrleute mit schwer beladenen Schlitten denselben Weg gekommen seien. So begeben sie sich denn getrosten Mutes auf den Weg; die erste Stunde geht es auch leicht und schnell, indem sie den breiten Weg auf dem Eise verfolgen, dann und wann sehen sie zwar Wasser in der Nähe des Ufers, das ist aber zu dieser Jahreszeit ganz gewöhnlich und hat nicht viel zu bedeuten. Schlimmer wird es, als sie nun auf ihrem Weg auch Wasser finden und denselben nicht mehr sehen können. Bei Untersuchung findet der Kutscher das Eis indessen ganz fest und das Wasser auf der Oberfläche nicht tief. Vorsichtig fahren sie hindurch, können auf der andern Seite aber keinen Weg mehr finden. Durch mehrere Wasseransammlungen sind sie bereits gefahren, dann und wann ertönt ein Laut wie Pistolenschüsse in der Ferne, doch plötzlich — ein starker Knall in unmittelbarer

Nähe! — vor den Füßen des Pferdes gibts einen Riß in das Eis; in vollem Sprung setzt das Tier hinüber, und sie erblicken an dem Orte, den sie eben verlassen haben, eine Wasserlache.

Was ist jetzt zu thun? Kein Weg ist zu entdecken, es scheint eben so bedenklich umzukehren, als vorwärts zu fahren. Vor ihnen liegt eine breite Bucht, gelingt es ihnen quer hinüberzufahren, so sparen sie einen großen Umweg; sollen sie die Fahrt wagen? Kein langes Bedenken ist möglich, durch die Schwere des Schlittens sammelt sich das Wasser bald auch hier; so beschließen sie denn, in Gottes Namen die bedenkliche Fahrt zu wagen; wie gefährlich sie war, sollten sie erst später erfahren. Nur eine kleine Strecke haben sie zurückgelegt, als das Eis sich wellenförmig zu bewegen beginnt, während immer häufigeres Krachen das Pferd scheu macht. Wie unsinnig sprengt es vorwärts, und der Kutscher sieht ein, daß ihm nichts anderes zu thun übrig bleibt, als die wilde Fahrt fortzusetzen ohne einen Augenblick still zu halten, wenn man nicht das Zerbrechen des Eises riskieren will. Beinahe eine halbe Stunde eilen sie in fast atemloser Stille dahin, schon fängt es an dunkel zu werden; jetzt endlich erblicken sie aber auch die dunkelgrünen Bäume des Ufers ganz nahe. Plötzlich bäumt das Pferd sich hoch auf, es sieht offenes Wasser zu seinen Füßen, das Knallen der Peitsche und das Krachen des Eises treibt es jedoch schnell hinein, es ist nicht sehr tief und bald stehen sie am Ufer. Mit Dank gegen Gott steigt die Schwester aus, während der Kutscher das schäumende, zitternde Pferd sorgfältig zu einem naheliegenden Bauerngut leitet, wo sie gastfrei aufgenommen werden.

Den nächsten Vormittag gelangt die Schwester nach Ha-

mar, der jungen Stiftstadt, welche in unseren Tagen an Stelle der früheren mittelalterlichen, 1567 durch ein schwedisches Kriegsheer zerstörten Stadt getreten ist. Von dem ehemaligen Bischofssitz, den Kirchen und Klöstern, ist jetzt nur noch eine Ruine mit wenigen Bogen und Säulen des Doms zu sehen. Bei lieben Freunden unseres Hauses findet die Schwester liebevolle Aufnahme und verbringt daselbst einige für sie angenehme Stunden, die sie auch dazu benutzt, sich das kleine, neue Krankenhaus, wo bald zwei Schwestern angestellt werden sollen, anzusehen; dann setzt sie wohlgemut ihre Reise fort und erreicht am dritten Tag ohne weitere Ereignisse ihr Ziel, wenn sie auch wieder eine mehrstündige Eisfahrt machen muß, aber in dieser nördlicher liegenden Gegend ist das Eis noch ganz fest und sicher.

Die kleine Stadt Lillehammer, auf einer Anhöhe am Ausfluß des, das schöne Gudbrandsthal durchströmenden Flusses Longen in den Binnensee gelegen und von waldbekränzten Gebirgen umgeben, hat trotz ihres Gymnasiums, Krankenhauses u. s. w., fast mehr Ähnlichkeit mit einem Dorfe. Die kleine Kirche ist auch Filiale einer Landgemeinde, doch wohnt der zweite Pastor in der Stadt. Wenige Stunden von Lillehammer liegt das bekannte Sanatorium Gausdals (2400' hoch) mit herrlicher Gebirgsluft und schönen 3—4000 Fuß hohen Aussichtspunkten. In einiger Entfernung die Volkshochschule Gausdals, deren Vorsteher, Cand. theol. Christoffer Brun, einen nicht unbedeutenden religiösen und politischen Einfluß auf weite Kreise ausübt. Er ist ein origineller, genialer Mann, auf christlichem Boden stehend, der von seinem idealistischen Standpunkt aus sowohl kirchlich wie politisch in anti-konservativer Richtung wirkt. Mit tiefem

sittlichen Ernst rügt er die Sünden der Zeit, besonders der gebildeten Stände, mit scharfer Kritik greift er die bei uns herrschende „deutsche Theologie“ sowie die Predigtweise unserer Geistlichen an; es genügt nicht, meint er, dasselbe nachzusagen was Luther einst gesagt, sondern man muß seine Zeit verstehen, wie Luther die seinige verstanden hat, ihre Schäden aufdecken, um sie heilen zu können. Eine Erneuerung scheint er zunächst durch christliche Hebung und politische Entwickelung der Bauern und der arbeitenden Klassen zu erwarten. In einer religiösen Zeitschrift: „Für freisinniges Christentum“, die er herausgibt, behandelt er in echt volkstümlicher Sprache und in populärer Form die brennenden Fragen der Zeit. Ob seine Thätigkeit für die Kirche unterminierend oder befruchtend sein wird, kann erst die Zukunft lehren.

In dem Bezirkskrankenhaus zu Lillehammer arbeiten drei Schwestern nebst einer Gemeindeschwester, welche auch daselbst ihre Wohnung hat. Diese Station ist die erste, in welcher unsere Schwestern nicht nur die Krankenpflege, sondern auch die Ökonomie übernommen haben. In kleinen Krankenhäusern gibt es so oft Reibungen zwischen den Schwestern und dem Ökonomen, da letzterer, welcher meist eine zahlreiche Familie zu ernähren hat, häufig eine möglichst große Sparsamkeit bei der Beköstigung der Kranken anwendet, sodaß die Pflegerinnen aus Fürsorge für ihre Patienten zuweilen genötigt sind, zu protestieren, wenn die Sparsamkeit zu weit geht. Es liegt auf der Hand, daß es zweckmäßiger ist, wenn den Schwestern die Leitung des Haushalts anvertraut ist; sie begehren keinen eigenen Vorteil und können mithin den Kranken bessere Nahrung ohne vermehrte Ausgaben

für das Krankenhaus verschaffen, wenn sie ihrem Posten nur einigermaßen gewachsen sind. Natürlich können wir nur die Ökonomie in kleinen Krankenhäusern übernehmen, aber die Erfahrungen, die wir in Lillehammer gemacht, haben den Vorstand dazu ermuntert, dies öfter zu thun. Von den 20 Krankenhäusern, in welchen unsere Schwestern arbeiten, sind es doch bis jetzt nur 4, in denen ihnen auch die Ökonomie übertragen ist.

Aus den Polargegenden.

Gottes Winde wehen,
Gottes Ströme gehen
In den Ozean;
Wolken zieh'n, und ferne
Wandeln Sonn' und Sterne
Ihre Heldenbahn.
Also fort
Läuft Gottes Wort,
Schneller als der Wolken Heere,
Als der Strom der Meere.
(Der Krankenfreund.)

Der bedeutendste Ort der Polargegenden Norwegens ist die Stiftstadt Tromsö, die als solche der Sitz der obersten kirchlichen und weltlichen Behörden des nördlichsten Stifts oder Bistums ist, welches die ausgedehnten, sehr spärlich bewohnten Landschaften von Nordland und Finnmarken umfaßt. Die Bevölkerung dieser Gegenden besteht, wie bekannt, nicht nur aus Norwegern, sondern auch aus den lappischen Ureinwohnern, gewöhnlich Finnlappen genannt, und aus den in späteren Jahren in zunehmender Anzahl eingewanderten, besonders im östlichen Teile von Finnmarken sich ansiedlenden Finnländern aus dem russischen Finnland. Die Finnlappen leben entweder an der Küste und ernähren sich durch Fischfang, oder sie ziehen als Nomaden mit ihren Renntierherden — zuweilen mehrere tausend Tiere umfassend — in den Gebirgen umher und wohnen Winter und Sommer in Zelten. Daß ihre Schulkenntnisse bei der umherziehenden Lebensweise nur sehr gering sind, versteht sich von selbst.

Der norwegische Geistliche hat in diesen gemischten Gemeinden eine schwere Aufgabe; in manchen Beziehungen hat

sie Ähnlichkeit mit der eines Missionars, und seine äußere Lage kann oft ebenso isoliert sein, ja seine Amtsreisen, in offenem Boote über weite Meeresstrecken, besonders in der vollständig dunkeln, kalten und stürmischen Winterzeit sind vielleicht schwieriger wie die eines Missionars in südlichen, lichten und warmen Zonen. Seine Gemeindeglieder sind zwar keine Heiden, sie sind alle getauft und dem Namen nach Christen, aber Kenntnis des Christentums — wie traurig sieht es oft schon damit aus! Wie kann der Geistliche ihnen Gottes Wort nahe bringen? Die Sprache ist schon ein Hindernis. Bis zu unseren Tagen waren allgemein Dolmetscher in allen Gemeinden angestellt, welche die Predigten und Katechisationen stehenden Fußes übersetzten und sonst dem Pastor im Verkehr mit den lappischen Gemeindegliedern behilflich waren. Daß diese Ordnung eine sehr mangelhafte war, ist augenscheinlich. Dies erkannte mit tiefem Schmerz der glaubensfreudige Pastor N. Stockfleth, welcher sich mit vieler Liebe, Feuereifer und Energie der lappischen Bevölkerung annahm und für diese Arbeit die meisten Jahre seines Lebens opferte, bis seine körperliche Kraft ganz gebrochen war und er nach langem Siechtum heimgehen durfte. Er ist auch der zweite Apostel der Finnen genannt worden.

Welche Resultate hat denn Stockfleths Thätigkeit aufzuweisen? Die bedeutendsten sind, daß er die Bahn für eine Litteratur in die Sprache der Finnlappen eröffnete, indem er selbst den Anfang machte, durch Übersetzung der heiligen Schrift, Luthers Katechismus u. s. w., dann daß er den Anstoß zur Errichtung einer Professur der lappischen Sprache an der Universität zu Kristiania gab und veranlaßte, daß die Theologen, welche als Pastoren

in diesen Gemeinden angestellt zu werden wünschen, zuerst ihr Examen in der lappischen Sprache machen müssen. Was er zum Seelenheil der Einzelnen wirken durfte, entzieht sich Menschenaugen, wir wissen nur, daß er einen großen Einfluß auf diese für Eindrücke so empfänglichen Naturmenschen ausgeübt hat. Daß dieselben aber eben durch ihre leicht erregbaren Gefühle und mit ihren ungezügelten Leidenschaften dem religiösen Fanatismus besonders leicht anheimfallen, mußte er auch erfahren. Schwedische Bußprediger, welche mit glühendem Eifer und unter Schilderung der Höllenqualen die unter den Finnen am meisten herrschenden Sünden: Völlerei und Renntierdiebstahl, rügten, hatten zwar zur Buße aufgefordert und im Anfang der 50er Jahre großen Eingang, besonders in der Gemeinde von Kautokeino, gefunden, aber auch den Fanatismus im höchsten Grade erweckt. So kam es, daß man Stockfleth — welcher auf Veranlassung des Bischofs während der Erledigung der Pfarrerei eine Zeitlang in dieser unruhigen Gemeinde wirkte — mit heftigen Drohungen verfolgte, weil man ihn für vom Teufel besessen hielt. Einmal rettete er sein Leben nur dadurch, daß er das Licht im Zimmer schnell auslöschte, denn in der Dunkelheit wagten sie ihn nicht anzugreifen.

Die größten Exzesse fanden aber erst statt, als Stockfleth Kautokeino verlassen hatte, in demselben Jahre als der junge, treue Pastor Hvoslef (jetzt Bischof in Bergen) sein Amt angetreten hatte. Er und seine Frau wurden gebunden und mit Peitschen gegeißelt, um die Teufel auszutreiben; sie blieben jedoch am Leben, während ein Polizeibeamter und ein Kaufmann zu Tode mißhandelt wurden. Jetzt schritt natürlich die Zivilbehörde ein; die beiden Anstifter und wildesten Ver-

über dieser schrecklichen Thaten wurden zur Todesstrafe verurteilt und hingerichtet, die übrigen Teilnehmer erhielten vieljährige Gefängnisstrafen. Man erschrak über die vollbrachte Greuelthat, welche jetzt ein Mittel in Gottes Hand würde, die Verirrungen zu hemmen. Die gefangenen Übelthäter führten, als ihre Leidenschaft abgekühlt war, im Gefängnis einen stillen, musterhaften Wandel, einer unter ihnen durfte sogar in der Gefangenschaft an der lappischen Bibelübersetzung teilnehmen und hat nicht geringe Hilfe dabei geleistet. Nach dem Verlauf mehrerer Jahre wurden sie vom Könige begnadigt und durften in ihre Heimat zurückkehren. Die Bewegung verlief fernerhin in einem ruhigen Geleise, und die Arbeit unter den Finnlappen geht seitdem ihren stillen Gang. Vereine für Mission unter ihnen sind in der neuesten Zeit entstanden, welche hauptsächlich bezwecken, begabten lappischen Kindern eine christliche Erziehung und höhere Bildung angedeihen zu lassen, damit sie später unter ihrem Volke als Pastoren oder Beamte arbeiten können, wovon man sich viel Segen verspricht. Eine Erziehungsanstalt für lappische Mädchen ist eben gegründet, deren Protecktorin die Königin ist. Diese Mission hat aber nur den ersten Anfang gemacht; Resultate hat dieselbe noch nicht aufzuweisen. Es würde eine schöne Aufgabe der Zukunft sein, wenn es der weiblichen Diakonie unseres Landes erlaubt würde, zur Hebung und christlichen Förderung unserer lappischen Schwestern die Hand reichen zu dürfen.

Wir kehren jetzt zu der Stiftstadt Tromsö zurück, die ausschließlich von Norwegern bewohnt ist. Auch unter diesen kamen in der Mitte des Jahrhunderts stürmische geistliche

Bewegungen vor, über welche wir uns von der als religiöse Schriftstellerin bekannten Frau Henriette Gislesen berichten lassen wollen; indem wir einige Auszüge aus ihren vor kurzem herausgegebenen hinterlassenen Briefen mitteilen, in welchen sie auch die Natur dieser Gegenden der Mitternachtsonne lebhaft schildert; schicken wir aber einen in möglichster Kürze abgefaßten Lebensumriß voraus, da das Leben der edlen Frau bei deutschen Lesern wohl kaum als bekannt vorausgesetzt werden darf.

Henriette Vibe war am 9. April 1809 in Bergen geboren. In ihrem 5. Jahre starb ihr Vater, Generalkriegskommissar N. Vibe, eine große Kinderschar hinterlassend. Henriette kam dann zu einem treuen Freunde ihres Vaters, General Aubert in Kristiania, welcher sie mit vieler Liebe umfaßte und dem reich begabten Kinde eine sorgfältige Erziehung geben ließ. Ihre Jugend verlief äußerlich glücklich und sonnenbestrahlt, sie hat kaum Sorgen oder Widerwärtigkeiten gekannt; dennoch fühlte sie mitten im Genuß der Freuden dieses Lebens eine heimliche Unruhe, eine unverstandene Sehnsucht nach Frieden mit Gott; diesen lernte sie jedoch erst später kennen. Noch stand sie in voller Jugendblüte, gebildet, geistreich, lebhaft und von tiefem Gemüt als das Zentrum des Kreises von jugendlichen intelligenten Freunden, welche sich in dem Aubert'schen Hause versammelten.

Zwanzig Jahre alt heiratete sie ihren Vetter, den königlichen Regierungsbeamten Chr. Glückstad, mit dem sie neun Jahre in glücklicher Ehe lebte. Da starb 1838 ihr geliebter Gatte, und mit seinem Tode kam für sie das bedeutungsvollste Jahr ihres Lebens, wie sie es selbst nennt. Zuerst ergab sie sich einem heftigen, leidenschaftlichen Schmerze und

wollte kein Wort des Trostes annehmen. Nach und nach wurden jedoch ihre Gedanken nach oben gerichtet, wenn auch Gott nur vor ihrem erwachenden Gewissen als der strenge Herr da stand, welcher den Menschen schwere Heimsuchungen schickt, der heilige Gott, welcher Heiligkeit fordert. Sie fing jetzt mit großem Ernst an sich zu bessern, sie richtete sich selbst sehr streng, sie wollte von Grund aus heilig werden; bei dieser Arbeit unter dem Gesetze aber stieg ihre Angst und Seelennot zu einem hohen Grade, bis Gott sie in Seinem Erbarmen herausführte und sie den Weg des Heils, die Gnade in Christo finden ließ. War der Kampf heiß gewesen, so war die Freude und der Dank für die erfahrene Gnade um so inniger.

In dieser schweren Zeit war ihr Vetter, der früher erwähnte Pastor N. Stockfleth ihr ein treuer Seelsorger, dessen derbe, glaubensfreudige Verkündigung einen entschiedenen Einfluß auf ihre geistige Entwickelung bekam; er leitete die zum Nachhängen ihres tiefen Gefühlslebens geneigte junge Christin zu dem nüchternen Glauben, dem kindlichen, festen Vertrauen in Gott, das sie später durchs Leben begleitete und der Grundton ihrer religiösen Schriften wurde: wenn auch alles täuscht, Gott täuscht nie. Immer besser hat sie es gelernt, unter allen Lebensführungen mit dem Dichter sagen zu können:

O ewige Liebe
Nur immer zu,
Wenn nichts mehr bliebe,
So bleibst mir Du!

Ein geheiligter, edler Geist, eine feine, poetische Auffassung und besonders eine ganze gottgeweihte Persönlichkeit spricht sich in ihren Schriften, vorzüglich auch in ihren hinterlassenen

Briefen aus, wie dies aus ihrem ganzen Wandel hervorleuchtete. Trotz ihres stillen zurückgezogenen Wesens hat sie in echt weiblicher Weise einen Einfluß in religiöser Beziehung ausgeübt, wie keine andere Frau in Norwegen.

Ihre erste Schrift war: „Anleitende Worte einer Mutter an ihre Tochter“, welche zuerst nur für ihre Pflegetochter geschrieben war, auf Verlangen aber veröffentlicht wurde; dieselbe ist auch ins Deutsche übertragen worden. Mehrere andere bald originale, bald übersetzte folgten.

Ihr Leben verlief nun eine Reihe von Jahren still, hauptsächlich der Erziehung ihrer geliebten Pflegetochter und einiger anderer Kinder, schriftstellerischer Thätigkeit und christlichen Liebeswerken gewidmet. Sie war eine besonders warme Missionsfreundin, regte die Bildung einer ganzen Menge von Frauenvereinen an, für welche sie mehrere Missionsschriften verfaßte und unterhielt mit nicht wenigen brieflichen Verkehr. Im Jahre 1854, als ihre Pflegetochter bereits verheiratet war, entschloß sie sich, in eine zweite Ehe mit dem Pastor Knut Gislesen zu treten, welcher erst Pastor bei Skien war, dann Bischof von Tromsö wurde. In diesen beiden, von stürmischem Geistesleben bewegten Städten, fand die gereifte Christin reiche Gelegenheit zu gesegneter Thätigkeit unter ihrem Geschlecht, doch immer in der Stille, mit Ängstlichkeit alles Hervortreten, als dem Weibe ungeziemend, vermeidend. Von ihrer Reise nach Tromsö erzählt sie:

Tromsö, August 1856.

„— — Am 12. Juni reisten wir von Kristiana ab, und am 27. waren wir hier. Es war eine weite Seereise, eine Nacht befanden wir uns auch in Lebensgefahr, ja dem Tode

so nahe, wie man es nur sein kann, ohne seine Beute zu werden. Ein Mann von der Schiffsmannschaft wurde auch von den Wellen und dem geknickten Maste weggerafft; der Sturm und die rauschenden Wogen waren furchtbar. Es war aber der Wille Gottes, daß wir solches Ungewitter haben sollten, statt des milden schönen Sommerwetters, das man uns in dieser Jahreszeit versprochen hatte. Ich habe auch damals, als man in Betreff des Wetters zu viel voraussagen und Trost spenden wollte, geantwortet, das es schließlich doch nicht von der Jahreszeit abhänge, sondern von dem Herrn der Zeiten und des Jahres, welches Wetter Er uns geben wolle. Dies bewährte sich auch, der Kapitän hatte während all der Jahre, während welcher er die Dampfschiffe geführt, nie einen solchen Orkan erlebt, weder im Winter noch im Sommer, Herbst noch Frühling. Dürfen wir deshalb über das Wetter klagen? Ach nein, nein, ich will nicht klagen, auch nicht einer von uns, welche Gott so gnädig und wohlbehalten durch Sturm und Wellen geführt hat. Und wenn wir auch das schönste und herrlichste Wetter während der ganzen Reise gehabt hätten, so würde ich dennoch nicht so süße Erinnerungen davon mitgebracht haben als jetzt. Freilich hätten wir dann in der stillen erhabenen Natur schmecken und fühlen können, daß Gott die Güte ist, aber wie unbeschreiblich gut und treu Er ist in den Stunden der Angst und Anfechtung, das hätten wir nicht erfahren dürfen. Wenn es nicht um jenen jungen Mannes willen wäre, welcher sein Leben lassen mußte — doch auch dies geschah ja nach dem Willen Gottes —, so würde ich mit vielem, vielem Guten nicht die Stunde des Gewitters und Sturmes, der Gefahr und der Not vertauschen, die wir am Bord des Schiffes erlebten. Ich zähle sie zu den glück-

lichsten, die ich je auf Erden erlebt habe, weil ich die ganze volle Freudigkeit erhielt, alle meine Sünden auf das Lamm Gottes zu legen, und dadurch freudigen Todesmut bekam, so daß ich mitten unter den Schrecken des Gewitters jubeln konnte bei dem Gedanken, bald von allen Stürmen und wilden Wogen des Lebens befreit, durch die Wellen erlöst und selig zum Frieden Gottes eingehen zu dürfen. Das war jedoch nicht Sein Wille; wir sollten noch eine Weile die Stürme des Lebens erfahren.

Hier in Tromsö ist es auch recht stürmisch. Von dem Balsfjord kommen im Winter Stürme, welche Häuser und Fenster schütteln, und von dem Balsfjord kommen Sommer wie Winter Stürme, welche dasjenige erschüttern, was viel schlimmer zu erschüttern ist, und was leichter umgeworfen wird als Häuser und Fenster: den Frieden und die Festigkeit der Herzen. Dort wohnt nämlich der Mann, welcher zuerst hier aus der Kirche ausgetreten ist, welcher so viele nach sich gezogen hat, und der fortwährend alles mögliche thut, um Weitere von der Kirche abzuwenden. Viele sind schon ausgetreten, gewiß weit mehr als hundert Personen. O, dieses ist es, was es so schwer macht in Tromsö zu wohnen. Kälte und Dunkelheit, Nebel und Stürme, das würde alles nichts ausmachen, wenn diese geistliche Zersplitterung nicht wäre, diese Kälte der Herzen, welche die Folge davon ist, daß man nicht eins ist in dem Herrn. Wir fühlen dies tief und schmerzlich. — In Skien sind sie ja auch ausgetreten, wenn auch nicht so viel wie hier, und da haben sie es besser, sie haben ihre Versammlung und ihren geliebten Seelsorger. Hier haben sie keinen Leiter, kein Gotteshaus. Dennoch ist mein Mann froh, so lange sie sich nicht organisiert haben, denn er fürchtet, daß sie, wenn

das geschieht, ganz in derselben Weise vorgehen werden wie in Skien, die Kindertaufe verwerfen und sich dadurch ganz von der lutherischen Kirche lossagen. Ach, daß Lammers die Kühnheit gehabt, dies zu thun, das können wir nicht begreifen.

Die Nächte im Juli waren wunderschön und machten einen seltsamen Eindruck; nie Dunkelheit, immer strahlender Sonnenschein, wenn es nicht umwölkt war. Ich mußte an das ewige Reich des Lichtes denken. Wenn nur nicht die immerwährende Dunkelheit denselben Eindruck in entgegengesetzter Richtung machen würde, denn dann müßte ich ja an das Reich der Finsternis denken, wo Heulen und Zähneklappern sein wird. Es könnte zwar nützlich und nötig für mein armes, sündiges Herz sein. —“

Im Sommer 1856.

„Gottes Frieden und Liebesgruß aus dem fernen Finnmarken. — — Bis jetzt befinden wir uns — Gott sei Dank! wohl hier. In dieser hellen, warmen Jahreszeit ist es aber nicht schwer, sich hier wohl zu befinden. Wenn die Dunkelheit und die Kälte kommen, dann wird es sich zeigen, ob man Gottes Licht und Feuer im Herzen hat.

Es ist hier so schön auf dieser kleinen Insel, die wie ein Smaragd in Silber gefaßt, grün, blühend und anmutig da liegt, von hohen Schneegebirgen eingeschlossen, welche sie wie ein Kranz umgeben und die schwersten Stürme und kalten Winde von ihr fern halten, so daß es im Sommer fast tropische Hitze geben kann; 18—19° R. haben wir im Schatten gehabt; zuweilen aber ist es auch recht kalt gewesen, so daß es im letzten Monat sogar einen ganzen Tag geschneit hat. Blumen sind hier in allen Häusern in großer Menge, und habe ich

fast nie so viele Blumen gehabt wie hier. Denn viele freundliche Seelen haben uns von ihrem Reichthum geschickt. Wie beschämt fühle ich mich nicht, weil ich in Kristiania vor unserer Abreise beim Anblick einer Rose Thränen vergoß, da ich dachte, daß ich nie wieder eine Rose sehen würde! Wer hätte auch denken können, daß dieses kleine, liebe Tromsö, 2 bis 300 Meilen nördlicher gelegen, ein solcher Liebling Gottes sein könnte, den Er wie einen Augapfel im Auge schirmt und behütet.

Wir haben zur Zeit einen andern Augapfel Gottes hier, den lieben Professor Johnson. Wir betrachten es als einen Segen Gottes, ihn in unserem Hause beherbergen zu dürfen und können nur mit Schmerz daran denken, daß er uns morgen wieder verlassen wird. Gott segne seinen Ausgang, wie sein Eingang gesegnet gewesen ist. Letzten Sonntag Nachmittag hielt er eine Bibelstunde in der Kirche über Martha und Maria und das Eine, was Not thut. Du kennst ihn, ich brauche nicht zu sagen, daß es vorzüglich war. Heute wird er wieder eine Bibelstunde halten, und diesmal von dem Austritt aus der Staatskirche reden, die Gründe dafür und dagegen. O, Gott gebe Licht in seine Gedanken, Kraft in seine Worte und schenke ihm die Feuerzunge des Geistes sowie die zarten Lippen der Liebe, daß es ihm gelinge, die reine Lehre den Herzen nahe zu bringen!"

22. Januar 1857.

„— — Wir haben schon einen Teil des ersten Winters in Finnmarken erlebt, und die tiefste Dunkelheit ist vorbei, denn heute kehrt die Sonne wieder, d. h. wir sehen heute in der Stadt Tromsö zum ersten Mal in diesem Jahre ihre

Strahlen zwischen den Gipfeln der Gebirge, wenn auch nur wenige Secunden. Wir hatten uns darauf gefreut hinauszugehen, um die Sonne am Meeresufer zu begrüßen, von wo der Riß in den Gebirgen, durch den sie sich zuerst in der Mittagsstunde erblicken läßt, am besten beobachtet werden kann, aber unser Gott, welcher Schnee wie Wolle giebt und Reif wie Asche ausstreut, hat uns heute ein so dichtes Schneegestöber geschickt, daß wir fein still zu Hause bleiben müssen, denn wenn wir auch ausgehen wollten, würden wir doch keinen einzigen Sonnenstrahl sehen können. Dennoch ist es jetzt so, schön hell im Hause gegen die frühere Dunkelheit; wir können schon um 10 Uhr die Lampe auslöschen und ziemlich gut sogar mitten in der Stube, zum Arbeiten sehen. Die Dunkelheit des ersten Winters ist überwunden sowie die Drangsale desselben überhaupt. Bis jetzt hat der Herr geholfen, Er wird weiter helfen!"

Noch wollen wir ein paar Auszüge aus Briefen an Professor Johnson von demselben Jahre mittheilen:

„— — Ach Gott, du Gott des Friedens und der Liebe, daß doch so viel Streit um Dich, um Dein teures Wort und Deine hochwürdigen Sakramente sein muß! Ich denke, daß wir, wenn wir nur dasjenige thäten, was Sie uns jenen Sonntag in der Kirche lehrten: uns zu den Füßen Jesu zu setzen und dem zu lauschen, was Er sagt, bald von Ihm lernen würden, daß wir selbst an allem diesen Elend schuld sind, alle, sowohl die Ausgetretenen wie die nicht Ausgetretenen, wir und unsere Väter, durch unseren Mangel an Gebet und Glauben und dadurch, daß wir die Kirche nicht zu einem Bethause gemacht haben, so wie der Herr so bestimmt sagt, daß sie sein soll. Hätten wir alle von Kind auf in der Kirche ge-

betet; wie wir es schuldig waren, und wie unsere ganze gottesdienstliche Ordnung uns so innig ans Herz legt, für Pastor und Gemeinde, für Groß und Klein, bei der Taufe und beim Abendmahl, ja, hätten wir alles gebetet, wozu unser Ritual uns auffordert, ach, dann würde es gewiß anders in der Kirche ausgesehen haben und niemand hätte es für nötig gehalten ihr den Rücken zu wenden, weil er in dem gesegneten Hause Gottes Böses und Lästerliches gefunden. Wir sind ja diejenigen, welche das Böse und Lästerliche hineingeführt haben, Gott helfe uns nur und sei uns allen gnädig!

— — Was ich Ihnen jetzt erzählen werde, ist etwas so Schreckliches, daß ich zittere, während ich es schreibe; ich habe auch kein Wort davon zu irgend jemand gesagt, nicht einmal meinem teuren Mann, den es doch angeht; später werde ich es ihm wohl sagen müssen. Man hat mir heimlich anvertraut, damit ich ihn warne, daß einige der Wildesten und Leidenschaftlichsten der Ausgetretenen gedroht haben, wenn die Abende dunkler werden, eine That gegen ihn zu verüben wie jene in Kautokeino. Herr Gott im Himmel, es kann niemand ein Haar auf seinem Kopfe krümmen ohne Deinen Willen! Aber es ist doch zu schrecklich, daß diejenigen, welche sich gläubige Christen nennen, so etwas ersinnen können. Die treuen Glieder der Kirche sind jetzt so eingeschüchtert, daß manche sich kaum vor den Ausgetretenen zu zeigen wagen, so furchtbare Drohungen stoßen diese aus; am schlimmsten aber gegen den Bischof, den sie, und wohl mit Recht, als das Haupt aller derer ansehen, die nicht austreten wollen. O, lieber Herr Professor! Ihre Worte haben großen Einfluß auf sie, reden Sie doch ein recht ernstes Wort an sie um Jesu willen, daß es wieder hier Frieden werden möge.“

Ihre Briefe lassen uns aber auch, als Gegenbild, das innige Glaubensleben erkennen, das sie hier, mehr wie an irgend einem anderen Ort, gefunden, und geben lebhafte Schilderungen von den weiten, manchmal gefährlichen Visitationsreisen in offenem Boote auf dem stürmischen Meer, auf welchen sie ihren Mann oft begleitete, selbst zu den entlegensten Gegenden. Der enge Raum dieses Schriftchens erlaubt uns keine weiteren Auszüge, als nur noch den Gesammteindruck ihrer Erlebnisse: „Wir haben viel Schönes und Herrliches, viel Großartiges und Furchtbares hier gesehen. Ja, ich möchte sagen, es ist alles großartig in diesen Gegenden, sowohl das Schöne, wie das Wilde und Furchtbare, wie in der Natur, so auch in den Menschenseelen, im Menschenleben!"

Nur drei Jahre durfte Henriette dem Bischof eine treue und viel Segen verbreitende Gehülfin auf diesem Arbeitsfelde sein, im Mai 1859 ging sie zur ewigen Freude ein. Nicht nur in der Stadt und dem Bistum Tromsö, sondern in den gläubigen Kreisen des ganzen Landes wurde die Trauerkunde tief empfunden, wenn auch unser Verlust ihr Gewinn war.

Sie durfte weder die Gründung unseres Diakonissenhauses, noch die vorbereitenden Arbeiten dazu erleben, dennoch meinen wir, daß sie durch die Glaubenssaat, welche sie durch Wort und Schrift in so vielen Frauenherzen ausgestreut, sowie durch ihren ganzen gottseligen Wandel der weiblichen Diakonie in Norwegen die Bahn geebnet hat. Sie war eine Dienerin der Barmherzigkeit mit einem weiten, offenen Herzen für alles menschliche Elend, besonders dafür besorgt, die Seelen ihrem Heilande zuzuführen; sie war eine Beterin wie wenige — es wird erzählt, daß man nach ihrem Tode alle ihre Kleider an den Knieen abgenutzt fand, so viel und so

oft hatte sie im Gebet vor ihrem Gott gekniet — sie sog fleißig Nahrung aus Gottes Wort und Sakrament, sie hatte einen feinen, edlen Geist, in der Schule Gottes gereift, und sie verstand es, in heiliger Einfalt, Demut und gottgelehrter Weisheit in der Stille arme Sünder zur rechten Heilsquelle zu führen. Haben wir nicht in diesen Stücken ein wahres Vorbild für jede Diakonissin? Nicht mit Unrecht hat, so meinen wir, ihr Lebensbild einen Platz in diesen Blättern gefunden.

Anfang Dezember 1878 segelten zwei unserer Diakonissen von Kristiania ab, um in Tromsö die Pflege in dem städtischen Krankenhaus zu übernehmen. Die weite Seereise in dieser Jahreszeit ist oft recht beschwerlich; Gott behütete sie aber vor schweren Stürmen, und der Kapitän des Dampfschiffes, ein Freund unseres Diakonissenhauses, machte ihnen den fast dreiwöchentlichen Aufenthalt am Bord so angenehm wie möglich. Bei ruhigem Wetter lud er sie oft in seinen Salon ein, wo er ihnen aus christlichen Büchern vorlas, während sie mit einer Handarbeit beschäftigt waren, und jeden Abend hielten sie gemeinsame Andacht, so daß unsere Schwestern sich bald ganz gemütlich wie zu Hause am Bord fühlten. Viele kürzere und längere Besuche durften sie auch bei den in den verschiedenen Küstenstädten stationierten Schwestern machen; nachdem sie aber in Throndhjem und Sövig den letzten Lebewohl gesagt und immer weiter gen Norden dampften, machte es einen fast überwältigenden Eindruck auf sie, als sie bald ganz in die Dunkelheit hineinsegelten. Die Fahrt dauerte indeß jetzt nur noch wenige Tage und am 23. Dez. konnte das Schiff in dem Hafen von Tromsö Anker werfen.

Welch verschiedenen Eindruck macht die Stadt im hellen freundlichen Sommer und im nächtlichen Winter! Der erste Eindruck war auch jetzt für unsere Schwestern nicht angenehm; mit schwerem Herzen stiegen sie ans Land, fanden aber bald freundliche Aufnahme im Hause des Arztes, konnten sich am heiligen Abend mit seiner Familie um den strahlenden Christbaum versammeln und am Weihnachtstag mit der Gemeinde die schönen Gottesdienste des Herrn feiern. Sie fühlten es bald, die Liebe Gottes strahlte in dieser nächtlichen Dunkelheit ebenso hell wie irgendwo. Am 1. Januar übernahmen sie in Seinem Namen die im Anfang nicht leichte Aufgabe in dem früher vernachlässigten Krankenhaus; es gab zwar auch noch schwere Stunden und die eine Schwester litt in dem ersten dunkeln Winter besonders viel an Schlaflosigkeit. Mit Arbeit überhäuft, hatten sie aber nicht viel Zeit an sich zu denken, und schneller als sie erwartet hatten, war der Sommer da, und einen so überaus herrlichen Sommer hatten sie nie erlebt. Die Tag und Nacht leuchtende Sonne bringt hier ein ungewöhnlich reges Leben hervor; wie es hier keimt, sproßt, wächst und blüht mit nie geahnter Schnelligkeit! — Mehrere Schwestern folgten später den beiden ersten nach: eine Gemeindeschwester, eine für Privatpflege und eine für die Kleinkinderschule, im ganzen sind also fünf Schwestern hier stationiert.

Tromsö ist zwar unsere größte, aber nicht unsere erste Station in den Polargegenden. Im vorhergehenden Jahre hatten wir das südlichste Bezirkskrankenhaus Nordlands in Sövig ebenfalls mit zwei Schwestern übernommen, die hier sehr isoliert leben. Das Krankenhaus liegt an der Spitze einer Halbinsel, ungefähr 66 Kilom. von der Hauptkirche und

dem Pfarrhaus entfernt; in einer zwei Stunden entfernten Filialkirche wird jedoch jeden dritten Sonntag Gottesdienst abgehalten, den die Schwestern abwechselnd besuchen können, wenn das Wetter es ihnen nicht unmöglich macht; jede Schwester wird also nur alle sechs oder bisweilen neun Wochen einem Gottesdienst beiwohnen können. Eine große Entbehrung! Dennoch schreibt eine Schwester, die längere Zeit dort stationiert war: „Trotz allem darf ich sagen, daß ich Sövig mehr liebe als irgend einen andern Ort, wo ich gearbeitet habe; hätte ich die Kraft meiner Jugend, mit Freuden würde ich dahin zurückgehen. Man war dort mehr wie sonst alles für seine Kranken, die uns oft mit rührender Liebe und großem Vertrauen entgegenkamen. Wir kannten sie nicht nur für die kurze Zeit ihrer Krankheitsdauer, nein, wir lebten uns ganz in ihre Verhältnisse ein, in ihre Lebensweise, ihre Freuden und Sorgen, die wir mit ihnen teilten; sie hatten sonst niemand, dem sie sich anvertrauen konnten, darum nannten auch manche uns lieber Mutter als Schwester."

In dem Krankenhause der kleinen Stadt Bodö arbeiten auch seit einigen Jahren zwei Schwestern. Unsere jüngste Station in den Polargegenden ist ein Bezirkskrankenhaus auf einer der Inseln Lofotens, einer sich weit ins Meer hinaus erstreckenden Inselgruppe, wo, wie bekannt, von Februar bis April viel Tausende von Fischern in ihren offenen Booten die großen Fischereien betreiben. „Die Fahrt von Bodö nach Lofoten muß unbedingt zu den schönsten der Welt gerechnet werden." Gegen Osten sieht man die zackigen Felsen des festen Landes, gegen Westen die noch wilderen Gebirge der Inseln, zwischen denen das Weltmeer seine mächtigen Wogen strömen läßt. Man wird nie die Inseln Lofotens mit ihren

großartigen phantastischen Umrissen vergessen können, besonders wenn man sie in der purpurnen Glut der Mitternachtsonne gesehen hat, während das Meer von Walfischen und Delphinen belebt ist.

Buksnäs Krankenhaus liegt auf einer der größeren verhältnismäßig zahlreich bewohnten Inseln, nur eine halbe Stunde von Kirche und Pfarrhaus entfernt, so daß die beiden hier stationierten Schwestern nicht so isoliert leben, wie man denken sollte. Ihre Kranken bestehen meist aus den während der Zeit des Fischfangs mitten im Winter in kleinen Bretterhäusern wohnenden Fischern, unter denen sich trotz ihrer kräftigen Konstitution und abgehärteten Lebensweise doch öfter heftige Krankheiten einstellen. — So hat die weibliche Diakonie unter dem Segen Gottes sich auch in den nördlichen Polargegenden verbreiten dürfen.

Ein schweres Arbeitsfeld.

Was ist der Kirche Brautgeschmeid?
Ein heiliges Erbarmen.
Was ist der Schatz der Christenheit?
Die Kranken sind's, die Armen!
Die Schmerzenskinder, an die Brust
Vom Heiland ihr gelegt,
Die sie mit Muttersorg' und Lust
Um Gotteswillen pflegt. Gerok.

Aus dem Mittelalter stammen mehrere Pflegeanstalten für Aussätzige, von welchen aber nur St. Jörgens Hospital in Bergen noch als mildes Stift besteht, während die übrigen wie so viele mittelalterliche Barmherzigkeitsanstalten, ganz oder teilweise in die Hand des Staates übergegangen sind Der Staat hat sich übrigens in unseren Tagen in großartiger Weise der Aussätzigen angenommen, die Hospitäler Lungegaard bei Bergen z. B. geben einen thatsächlichen Beweis davon. Von einem herrlichen Park umgeben, liegen die palastähnlichen Hospitalgebäude mit ihren großen Sälen in reizender Lage am Fuße mächtiger Gebirge an dem lächelnden Ufer eines tiefblauen Binnensees. Hier werden die Kranken lebenslang auf Kosten des Staats verpflegt; dennoch gehört die Liebe der Aussätzigen vielmehr dem alten baufälligen, mittelalterlichen Hospital, wo sie so viele äußere Vorteile nicht haben können, aber mehr Freiheit genießen — vielleicht etwas zu viel. Laßt uns einen Blick auf die Verhältnisse der Aussätzigen Norwegens werfen.

Wie bekannt, ist Norwegen jetzt das einzige Land in Europa, in dem diese schreckliche Krankheit noch verbreitet ist. Man zählt hier gegen 2000 Aussätzige, von welchen mehr als die Hälfte ihr Leben in den öffentlichen Pflegeanstalten zubringt. Trotz der großartigen Veranstaltungen seitens des Staats hat ihre Anzahl noch nicht bedeutend abgenommen. In dem 6. Jahresbericht des Diakonissenhauses wird die Aufmerksamkeit auf einen ernsten, herzinnigen und ergreifenden Aufruf eines jüngeren Arztes hingelenkt, welcher in einer der größten Zeitungen eingerückt war, und worin der Verfasser diese traurigen Verhältnisse beleuchtet und die christliche Liebe auffordert, sich dieser Unglücklichen anzunehmen. Vorzüglich wird die Aufforderung an das Diakonissenhaus gerichtet, als denjenigen Ort, von welchem der erste Schritt gethan werden müsse. Nachdem der Verfasser gezeigt hat, daß der Aussatz in früheren Zeiten in ganz Europa ebenso verbreitet gewesen, wie jetzt bei uns, und daß sein fast gänzliches Verschwinden hauptsächlich dem Fortschritte der Kultur und zweckmäßigen Einrichtungen zugeschrieben werden muß, wird mit kräftigen Strichen der Unterschied zwischen den Anstalten christlicher Barmherzigkeit im Mittelalter und den humanen Bestrebungen unserer materialistischen Zeit, welche so geringe Resultate aufweisen können, geschildert. Der Hauptunterschied besteht darin, daß das Mittelalter mit seinem warmen Gefühlsleben und seiner Religiosität den Aussatz als ein Gericht Gottes über die Menschheit auffaßte. Darum betrachtete man die unglücklichen Aussätzigen wie unter dem Kreuze leidende Brüder, welche Anspruch auf das tiefste Mitgefühl hätten, und gegen welche die christliche Liebe vorzüglich geübt werden müsse. Hoch angesehene Männer und fromme Frauen nahmen sich

ihrer Pflege an. Das Mittelalter erkannte sein Unvermögen, den von Gott heimgesuchten Leib zu erretten, aber es fühlte, daß in der elenden, irdischen Hütte ein unsterblicher Geist wohne, welcher errettet werden müsse zur unverwelklichen Herrlichkeit nach dem Grabe. Die Kirche betrachtete die Pflege der Aussätzigen wie ihr eigenes Anliegen, und ihre Bestrebungen wurden mit Segen von oben gekrönt. Sie hat in den Aussätzigen Glauben und Liebe entzündet, so daß sie ihr Kreuz auf sich nahmen und sich schwere Opfer auferlegten, welche zum Wohl der Menschheit von ihnen gefordert wurden, insbesondere isoliertes Leben innerhalb der Mauern einer Anstalt und Verzicht auf Ehe und Familienleben, und sie dafür ihren Trost in der gewissen Hoffnung des ewigen Lebens hatten.

In unserer Zeit wird der Aussatz studiert und genau untersucht, man hat eine scharfe Kontrole und exakte Zählungen, es werden große Summen Geldes geopfert, man hat palastähnliche Gebäude aufgeführt, mit allen Hilfsmitteln der Heilkunde ausgestattet, wo die Aussätzigen freie Verpflegung erhalten und — man sieht in dem Aussatz ein Übel für die Gemeinschaft, welches der Staat von der Erde ausrotten muß, aber es soll ja nur in feiner, schöner Weise geschehen; die Aussätzigen sollen womöglich nicht bemerken, was man alles von ihnen fordert, daß sie alle ihre Interessen, ihren Wirksamkeitsbetrieb, ihr Familienleben, ihre persönliche Freiheit opfern müssen; und was hat die materialistische Zeit ihnen als Ersatz zu bieten? Keine Hoffnung auf Genesung, kein Licht im Schattenreiche des Todes — nichts. O ja! Wenn ein Kranker das heilige Abendmahl wünscht, soll der Vorsteher dafür sorgen, daß der Seelsorger der Anstalt gerufen wird.

„Leser!“ so ruft der Verfasser aus, „hast du eine Wanderung gemacht durch die Säle unserer Anstalten, hast du den unendlichen Jammer gesehen, die verkrüppelten elenden Menschen, welche in den öden Korridoren herumschleichen, ihren erloschenen, verdunkelten, melancholischen Blick? Hast du die verstümmelte Masse Fleisch gesehen, welche in einem Bette ruht, und von der dir gesagt wird, daß es ein lebendiger Mensch sei? Da wird deine Seele von Grauen erfüllt, aber du preisest vielleicht die Institutionen, welche diese elenden Überreste pflegen und sie dem Anschauen der Welt entziehen. Aber hast du je ein vertrauliches Gespräch mit den Aussätzigen geführt? Hast du gelernt, daß auch in ihrer Brust ein Menschenherz klopft, ein unsterblicher Geist seufzt? Hast du erfahren, daß sie Seele von deiner Seele sind, daß sie mit Entzücken lauschen können, wenn du von den tiefsten Geheimnissen des Lebens sprichst, daß sie alle irdische Not vergessen können im Gebet zu unserem himmlischen Vater und durch den Trost, welcher die Hoffnung auf ewiges Leben gibt? O, dann wirst du beschämt denken müssen: Welchen Ersatz geben wir diesen unseren Brüdern? Leser! es gibt nur einen Arzt, welcher zu den Aussätzigen gesagt hat: „Ich will, werde rein!“ und sein Aussatz wurde gleich geheilt. Wir können nur eins den Aussätzigen zu wahrem Troste bieten: Liebe um Jesu willen. Aber wer hebt in unserer Zeit die Fahne der Liebe? Es muß die Gemeinde der Gläubigen, die zerstreute Schar der Christen sich erheben, — wir müssen eine *Mission für die Aussätzigen* haben. Wir müssen nicht nur Öl und Wein in ihre Wunden gießen, sondern den Balsam der Liebe und die Hoffnung des Friedens in ihre kranken Seelen.“

„Was nach meiner Vorstellung eine passende Einleitung sein

würde", heißt es fernerhin, „wäre, daß Diakonissen in den Anstalten für Aussätzige angestellt würden. Auch in diesen großen Häusern kann die Stimme der Liebe Wiederhall finden in den Herzen der Aussätzigen. Aber die Liebe gedeiht am besten in engeren Kreisen, und vielleicht können wir hoffen realisiert zu sehen, was schon manchen wie ein dunkler Traum für die Zukunft vorgeschwebt hat, daß wir statt der großen Anstalten oder zugleich mit ihnen zahlreiche kleine Asyle in den heimatlichen Gegenden erhalten, welche von einer Diakonissin geleitet und von dem Bezirksarzt dann und wann besucht werden könnten. Möchte der Herr den einen oder andern Christen erwecken, welchen Er zum Verwalter irdischer Güter gesetzt hat, die Sache zu fördern durch das Anerbieten einer Gabe an das Diakonissenhaus mit der Verpflichtung, die Pflege der Aussätzigen auf sein Programm zu setzen. Oder möchte das Samenkorn, das ich hier von ungefähr in die Welt hinausschicke, in einem der Frauenvereine unseres Landes Wurzeln schlagen!"

So weit das Inserat. Seine Worte fanden Wiederhall, und nicht am wenigsten im Diakonissenhause. Dessen Vorstand erklärte sich willig, sich gleich dieser Sache anzunehmen. „Weil sie aber neu ist", heißt es in seinem Bericht, „wissen wir nicht, wie wir sie anfassen müssen; wir können nur erklären, daß wir dankbar sein werden für jeden Wink in dieser Beziehung, und wir versprechen gern alle Hilfe zu leisten, die in unserem Vermögen steht." Von einem Unbekannten hatte man 200 Kronen erhalten zur Pflege von Aussätzigen durch Diakonissen; dieser Grundfond ist jetzt auf 646 Kronen gewachsen, welche in einer Bank eingelegt sind. Was die Ausübung der Pflege betrifft, so hat man wohl einen Versuch ge-

macht, indem drei Schwestern in der Pflegeanstalt Reitgjerdet bei Drontheim angestellt wurden. Nach wenigen Jahren war man aber genötigt, es vorläufig wieder aufzugeben, sowohl weil die Posten zu groß waren für die Kräfte der Schwestern, als weil man es — selbst wenn eine Änderung hierin gemacht werden könnte — doch nicht ratsam fand, nur ein paar Schwestern in einer so großen Anstalt zu haben, während man aus Mangel an persönlichen Kräften nicht imstande war, die ganze Pflege zu übernehmen. Mit schwerem Herzen mußte die Diakonissenanstalt sich daher entschließen, die Schwestern zurückzurufen.

Aber das Diakonissenhaus hat diese Sache nicht aufgegeben, wenn sie auch aufgeschoben ist, bis der Herr den Weg zeigt, wie und wann man wieder anfangen soll. In der nächsten Zukunft wird es jedoch wohl kaum geschehen können, weil die Universitätsklinik eben alle disponiblen Kräfte beschäftigt, und später unser eigenes Krankenhaus, wenn die neuen Anstaltsgebäude fertig werden, auch viel mehr Arbeitskräfte bedürfen und wahrscheinlich auch alle Kapitalien, die wir bekommen werden, verschlucken wird. Diese Sache aufgeben wollen wir aber nie, so lange diese Elendesten unter allen Elenden der Fürsorge barmherziger Liebe bedürfen.

Wir wollen doch nicht dies Thema verlassen mit der bloßen Schilderung der Not der Aussätzigen ohne zugleich hervorzuheben, daß trotz des Versäumnisses seitens der christlichen Gemeinde diesen unseren unglücklichen Brüdern gegenüber das Bild, Gott sei Dank! nicht seiner Lichtseite entbehrt. Zwar hat stumpfe Verzweiflung sich der Gemüter vieler bemächtigt, und nicht wenige suchen ihr Unglück zu vergessen durch Trunk und allerlei Ausschweifungen, aber der Aussatz, welcher

in der heiligen Schrift besonders als ein Bild von dem Elend der Sünde erscheint, darf auch jetzt ein Mittel in der Hand Gottes sein, um recht viele von ihrem Sündenschlafe zu erwecken. Es gibt gewiß nicht geringes geistliches Leben unter unseren Aussätzigen, wenn es auch, wahrscheinlich wegen ihres isolierten Lebens, zuweilen in einer etwas krankhaften Richtung hervortreten kann.

Es wird vielleicht viele unserer Leser interessieren, welche den Aussatz nur dem Namen nach kennen, wenn wir dieser Darstellung einige der rührenden und ergreifenden Bilder der Wirklichkeit hinzufügen, welche denjenigen, die sich unter den Aussätzigen bewegen, bekannt werden. Sie sind mitgeteilt von einer Diakonissin, welche durch ihre Wirksamkeit in der Gemeinde auch mit Aussätzigen in Berührung gekommen ist.

Ein reichbegabter, vorwärtsstrebender Jüngling, soviel wir uns erinnern, einziger Sohn seiner Eltern, hatte sich mit vielem Fleiß für die akademischen Studien vorbereitet, als er sich wegen eines, wie er hoffte vorübergehenden Augenleidens an einen Arzt wandte und die Schreckensbotschaft erhielt, daß er aussätzig sei. Alle seine Pläne für die Zukunft waren mit einem Schlage vernichtet, und er war selbst einer so fürchterlichen Krankheit anheimgegeben für ein wahrscheinlich langes Leben. Es gibt nämlich Aussätzige, die 20 bis 30 Jahre ihres Lebens in einer Pflegeanstalt zugebracht haben, ohne daß die Krankheit weiter vorgeschritten ist, so daß sie noch herumgehen können, wenn auch mit dem Verluste von einem oder mehreren Gliedern. Man kann sich seine Verzweiflung denken.

Ein ähnliches Schicksal hatte ein jetzt selig heimgegangenes junges Mädchen. Auch sie war von gesunden Eltern ge-

boren, freilich aber von aussätziger Familie — eine Erscheinung, welche sich sehr häufig wiederholt, daß die Krankheit eine oder ein paar Generationen überspringt und dennoch auf Kindeskinder vererbt wird. Auch bei ihr war die Krankheit in ihrer ersten Jugend ausgebrochen; sie mußte nach dem Rate des Arztes von ihren Eltern und ihrer Heimat sich trennen, um ihr ganzes Leben unter Leidensgefährten in einer Anstalt zuzubringen. Der Herr aber sah in Gnaden diese seine Braut an, welche Ihm früh ihr Herz hingegeben hatte; Er verkürzte ihre Prüfungszeit und rief sie durch eine hinzugetretene Krankheit noch in ihrer Jugend heim zur himmlischen Hochzeit. Es war ein seliger Diakonissendienst, sie in ihrer letzten Krankheit zu besuchen und mit ihr von der Hoffnung des ewigen Lebens zu sprechen. Mit strahlenden Augen hörte sie den Bericht von dem triumphierenden Tode einer kurz vorher heimgegangenen Verwandten, von welchem auch dieselbe Schwester Zeuge gewesen war; trotz ihrer großen Schwachheit begehrte sie, es noch einmal zu hören, wonach sie die müden Augen schloß. Das nächste Mal, als die Schwester wiederkam, hatte sie ausgestritten.

Eine junge Frau lebte mit ihrem Gatten in glücklichen äußern Verhältnissen, von blühenden Kindern umgeben, das jüngste nur einige Monate alt, als auch zu ihr die schreckliche Botschaft kam: „Du bist aussätzig, du mußt in eine Pflegeanstalt gehen!" Für immer ihr Haus, ihren Gatten und ihre Kinder verlassen zu müssen, besonders das kleinste, welches am wenigsten die Fürsorge der Mutter entbehren konnte, das, meinte sie, war mehr als sie ertragen könnte. Tag und Nacht hat sie vor Verzweiflung laut geschrien und wider Gott gemurrt, weil Er ihr eine so schwere Last auferlegt hatte. Mit

schwerem Herzen und bitterem Gemüte hat sie ihre Heimat verlassen; sie hatte in der Blindheit ihrer Seele keine Ahnung davon, daß der Herr Friedensgedanken über sie hatte, und daß eben diese schwere Führung ein Mittel sein würde, die Augen ihrer Seele zu öffnen für ein höheres Glück, als sie bisher gekannt hatte. Als sie ihre Lebensgeschichte der sie besuchenden Diakonissin erzählte, hatte sie gelernt für ihren Aussatz zu danken als für den größten Segen, denn die Krankheit hatte sie zu den Füßen Jesu gebracht, und Er hatte sie geheilt von dem Aussatz ihrer Seele; wenn sie auch noch für einige Zeit den leiblichen ertragen mußte, so konnte sie jetzt willig ihr Kreuz auf sich nehmen. Sie sehnte sich wohl manchmal nach dem Gatten und den Kindern, besonders sprach sie mit Wehmut von dem jüngsten, aber es war nicht mehr ein ungeduldiges Verlangen, und die Sehnsucht ihre Lieben noch einmal zu sehen war gedämpft durch die Furcht, daß sie vielleicht mit Widerwillen ihr entstelltes Äußere betrachten würden. Das aufgeschwollene Gesicht war beinahe unkenntlich, bedeckt wie es war mit Wunden und Geschwüren. Desto inniger klammerte sie sich an die Hoffnung von dem Wiedersehen droben; denn sie hatte den frohen Trost, daß der Schlag, welcher durch ihre Krankheit ihre Lieben getroffen hatte, auch für sie zum Segen gewesen sei.

Viele ähnliche Züge könnte man erzählen; Vorstehendes wird aber genügen um zu zeigen, daß auch die Arbeit unter den Aussätzigen nicht ohne strahlende Lichtpunkte ist, wenngleich sie mehr als eine dunkle schwere Seite hat und es nicht jeder Schwester gegeben ist, mit der nötigen Freudigkeit an diesen Dienst zu gehen. Er fordert nicht nur viel barmherzige Liebe, sondern auch Charakterstärke und gestählte Nerven.

Dennoch werden wir nie vergessen, daß hier eine Aufgabe unser wartet, die wir zur Zeit des Herrn mit Freuden wieder aufnehmen wollen, denn:

„Hier gilt's, ein himmlisch Evangelium
Verkündigen den Kranken und den Armen,
Hier gilt's, zum Herrn im obern Heiligtum
Aus tiefer Not zu schreien um Erbarmen."

Sprößlinge.

Himmel, Erde, Luft und Meer,
Aller Welten zahllos Heer
Jauchzet Gott dem Schöpfer zu,
Meine Seele, sing' auch du!

Seht, wie er das Land erquickt
Und mit Lust und Segen schmückt,
Wiese, Flur und jedes Tier
Zeigen Gottes Finger hier.

Ach mein Gott, wie wunderbar
Stellst Du Dich der Seele dar!
Drücke stets in meinen Sinn,
Was Du bist, und was ich bin. Neander.

Furuly.

An einem schönen Sommertage sehen wir eine kleine Gesellschaft, unter der wir mehrere mit den wohlbekannten weißen Hauben bemerken, den Hafen Kristianias zueilen und bei der Eisenbahnbrücke an Bord eines Dampfschiffes steigen. Es sind liebe Gäste, welchen unsere Schwestern die schönen Umgebungen Kristianias zeigen wollen, besonders aber ihren Lieblingsort, ihr eigenes Sommerhaus: Furuly (d. h. von Fichten geschützt). Dieser Erholungsort der Schwestern am Meeresufer ist das Ziel der Reise. Es läutet eben zum letzten Mal, die Dampfschiffspfeife läßt ihren schrillen Ton erklingen, und bald dampfen wir aus dem Hafen an der Landzunge mit der alten Festung Akerhus und dem zur jetzigen Garnisonskirche umgewandelten, mittelalterlichen Schlosse vorbei in westlicher Richtung.

Ein liebliches Bild breitet sich vor unsern Augen aus: zur Linken der breite, blaue „Fjord“, zur Rechten die schöne Küste mit unzähligen von Ephen und wilden Wein umrankten Villen übersäet und am Horizont die dunklen, tannenbekleideten Anhöhen. Nachdem wir die Halbinsel Bygdö mit dem könig=

lichen Lustschlosse passiert haben, werden die Villen spärlicher Fischerhütten und große Bauernhöfe, ein jedes von Äckern und Wiesen umgeben, begegnen unserm Blick, und sobald das Schiff an vielen Stationen dicht ans Land kommt, bemerken wir amerikanische Mähmaschinen, die in schneller Fahrt die Wiesen abmähen, während andere das Heu sammeln; alles deutet auf fortgeschritteneren Landbau und größeren Wohlstand als bei den kleinen zerstückelten Bauerngütern, die wir an der Westküste gesehen haben.

Jetzt führt uns das Schiff in einen ganzen Archipel von kleinen blühenden Inseln; auf einigen bemerken wir größere Villen mit Parkanlagen, auf anderen nur einzelne Fischerhütten — Dörfer gibt es in Norwegen überhaupt nicht. Was bewegt sich aber dort im Wasser? Sind es Tiere oder menschliche Geschöpfe? Es scheint doch eine Reihe jugendlicher Menschenköpfe zu sein, aber von einer Hülle von langen Haaren umfloßen; sowohl die ganze Erscheinung wie die anmutigen Bewegungen erinnert uns an an die Kindermärchen von den Meerfrauen. Es ist eine Anzahl junger Mädchen, sogar einige ganz kleine von 6—7 Jahren sind darunter, welche, durch die unerwartete Ankunft des Schiffes in ihrem Schwimmvergnügen gestört, in großer Eile der Küste zuschwimmen und bald in ihren nassen Badekostümen hinter den Bäumen verschwinden.

Die Inselgruppe verlassend dampfen wir weiter auf dem breiten Meerbusen, wo ein starker Wind das Wasser kräuselt, und das Schwanken des Schiffes etwas unangenehm wird; bald ist aber der Hafen erreicht, — die Fahrt hat schon 2½ Stunde gedauert, — und da kommt ein kleiner Nachen von Schwestern gerudert, uns entgegen. Der Nachen ist aber zu klein, um uns alle aufzunehmen, ein paar Personen und die großen Körbe mit Proviant, Wäsche u. dgl., die man vom

Diakonissenhaus mitgeschickt hatte, sind bei diesem Winde für die Kräfte der Schwestern genug. Ein großes, schönes Segelboot liegt aber für uns bereit; sobald sein Eigentümer, eines unserer Vorstandsmitglieder, Professor Waage, die Gesellschaft zu ihren Sitzen geführt und die Segel in Ordnung gebracht hat, überläßt er den Platz am Steuerruder einer Schwester, die er in den letzten Wochen, zu ihrer Freude, im Segeln unterrichtet hat, und eilt seinem naheliegenden Landhause zu, wo sein Mittagsessen ihn noch erwartet. Mit klopfenden Herzen nimmt die Schwester heute ihren Platz am Steuer ein; mit so vielen Gästen an Bord ist es nicht so leicht die Segel zu handhaben, und sie soll diesmal wegen des konträren Windes einen Umweg machen, näher am Land, wo der Wind weniger stark ist, aber wo sie auch weniger bekannt ist, obwohl sie durch die Seekarte von den verschiedenen unter dem Wasser befindlichen Felsstücken und Untiefen genau unterrichtet ist. Der Professor ist während dem bei seiner Mahlzeit auch nicht ganz ohne Sorge; durch einen starken Windstoß erschreckt, eilt er vom Tisch hinaus und sieht durch sein Fernrohr das Boot an seinem Bestimmungsort glücklich ankommen. Auf einem etwas steilem Pfade erreichen wir bald das auf einem hervorspringenden mit Fichtenbäumen bewachsenen Felsen liegende einfache Landhaus mit seinen Balkenwänden.

In dem großen Wohnzimmer ist der Kaffeetisch gedeckt und nachdem wir uns leiblich gestärkt, sehen wir uns das kleine Haus mit Betten für 14 Schwestern, das Gärtchen, für welches sie selbst die Erde in Eimern auf den Fels hinauf getragen hatten, und die kleinen schönen Anlagen an. Bei einem schattigen Platz heißt es: „Hier war Schwester Elisabeths Lieblingsplatz.“ Auf unsere Frage erfahren wir folgendes:

Kaum ein Jahr nach der Einweihung von Furuly (1878) durfte diese Schwester hier ihr Haupt zur ewigen Ruhe niederlegen. Es war eine liebe Schwester, freundlich, zartfühlend und anspruchslos in ihrem ganzen Wandel, eine kindlich fromme Seele, welche ein lichtes Gedächtnis hinterlassen hat, nicht wegen glänzender Geistesgaben oder hervorragender Tüchtigkeit, denn es ist ihr nie gelungen einen leitenden Posten auszufüllen, was man doch bei ihrer Bildung und früheren Lebensverhältnissen hätte erwarten können. Ihre Gabe war, zu dienen, zu ermuntern und häusliche Gemütlichkeit unter ihrer Umgebung zu verbreiten; diese durfte sie auch reichlich üben an den vielen Kranken und Armen, denen sie unermüdlich gedient, sowohl hier wie in einer größeren Stadt Schwedens wo sie ein Jahr als Gemeindeschwester arbeitete. Den Schwesternverband umfaßte sie mit herzlicher Liebe, das Diakonissenhaus war ihr ein teures und gesegnetes Heim, in dem sie besonders nach dem Tode ihrer Mutter tiefe Wurzel gefaßt hatte. Während eines Besuches bei lieben Verwandten wurde sie krank und obgleich sie die sorgsamste Pflege und viele Annehmlichkeiten erhielt, die sie im Diakonissenhause entbehren mußte, war doch ihre Sehnsucht dorthin so groß, das sie sich krank nach Hause bringen ließ. „Unter meinen lieben Schwestern will ich leben und sterben, ich kann in keinen andern Boden mehr umgepflanzt werden“, versicherte sie bei ihrer Rückkehr.

Mit ihrer Gesundheit schien es etwas vorwärts zu gehen. Wie freute sie sich nicht, als sie im Frühling nach dem lieben Furuly kommen konnte, wie frohlockte sie über die Herrlichkeit der Natur und konnte tagein tagaus nicht müde werden dem Herrn zu lobsingen! Wie suchte sie auch jetzt, obwohl selbst so schwach, andern Freude zu bereiten, besonders

nahm sie sich in Liebe einer kranken Schwester an, welche immer mit Freude und Wehmut dieses ihres letzten Zusammenseins gedenken wird. In den ersten Wochen schien es, als sollte sie schnell vollständige Genesung finden, es war aber nur das letzte Aufflackern der Lebenskraft; nach nur einem Tage des schwersten Leidens ging sie in freudigem Glauben an ihren Heiland heim. So war denn ihr sehnlicher Wunsch, unter ihren lieben Schwestern leben und sterben zu dürfen, erfüllt worden. Schwestern wachten an ihrem Sterbebette und beteten mit ihr in ihrer Todesnot, Schwestern legten sie in ihr letztes Ruhebett, trugen ihre irdische Hülle unter feierlichem Gesang zum Meeresufer und ruderten sie am stillen Sonntagmorgen zu dem Schiff, welches sie nach Hause führen sollte; an der Seite früher vollendeter Schwestern ist auch ihr letzter Ruheplatz. Im Schwesternkreise wird auch ihr Andenken immer in Liebe fortleben.

Was sie vorzüglich kennzeichnete vor jeder andern Schwester war eine edle, reine Jungfräulichkeit, ein Gepräge von Seelenadel, welcher einen unbewußten Einfluß selbst auf die rohesten Naturen, mit denen sie in Berührung kam, ausübte. Je mehr sie in der Schule des Leidens von den Schlacken der angebornen sündigen Natur geläutert wurde und sich züchtigen und demütigen ließ unter die Hand Gottes, desto heller strahlte auch diese Seite des wiedergebornen Gottesbildes, welches in ihrer Eigentümlichkeit und echt weiblichen Persönlichkeit einen so schönen Ausdruck fand. In dieser Beziehung kann sie als Vorbild für das künftige Diakonissengeschlecht gelten, trotz aller Unvollkommenheit und Unregelmäßigkeit in der sonstigen Ausführung ihres Berufs. Sie war eine Pastorentochter mit einem priesterlichen Geiste, deren Lust und Freude es war, eine

Magd Gottes sein zu dürfen. In kindlicher Einfalt hat sie es gelernt:

Selig dem Höchsten
Stille zu halten,
Ihm nur zum Dienste
Fromm sich entfalten,

darum haben wir auch die feste, freudige Hoffnung, daß auch die Verheißung, die der Dichter in folgenden Strophen ausdrückt, ihr gehört:

Sollst bei des Lammes
Himmlischem Mahl,
Bräutliche Jungfrau
Prangen im Saal.

Jetzt war auch der Professor angekommen; er zeigte uns die schönsten Aussichtspunkte in der Nähe und unterhielt sich mit uns von dem, was zum Reiche Gottes gehört, besonders sprach er mit lebhaftem Interesse von den Jünglingsvereinen, deren Vorsteher er als jetziger Präsident des größten und einflußreichsten genannt werden kann. Wir hörten auch teilnehmend von der großen Freude, die es gewesen war, als ein Vermächtnis den Bau dieses Landhauses ermöglicht und von dem heilsamen Einfluß, welchen der Aufenthalt hier durch kräftigende Seebäder und reine Waldluft bereits auf viele kränkliche Schwestern ausgeübt hat. Die Zeit verlief schnell, nach einem frühzeitigen Abendessen hielt er eine kurze herzige Abendandacht, dann mußte man sich eiligst einschiffen; diesmal nahm aber der Professor selbst den Platz am Steuerruder ein, nachdem er uns, die wir bis zum nächsten Tag bei den Schwestern auf Furuly verweilen wollten, freundlichst versprochen hatte, uns in ein paar Tagen die Sammlungen der

Universität zu zeigen; er hat nämlich als Professor der Chemie daselbst seine Wohnung.

Nachdem die Gäste fort sind, machen wir noch einen Spaziergang in dem herrlichen Walde, welcher von der sich neigenden Abendsonne mild beleuchtet wird; an einem stillen, freien Plätzchen lagern wir uns auf das grüne Moos, um in Waldeseinsamkeit einen Brief von der auch uns lieb gewordenen Henriette Gislesen zu lesen, den man uns, als besonders für unsere Situation geeignet, empfohlen hatte. Da der Inhalt gewiß auch unseren Lesern Freude machen wird, teilen wir das Hauptsächlichste mit:

„Heute Morgen nahm ich meinen Hut und mein Strickzeug, um einen Spaziergang in Wald und Wiese zu machen. Das Wetter war heute so schön und mild (wenngleich wir den 19. September schreiben), die Sonne strahlte so warm, daß ich, als ich erst einmal hinausgegangen war, gar nicht mehr umkehren mochte. Der Vormittag gehörte mir, denn die Kinder hatten Urlaub bekommen, weil sie gestern Abend spät von einem Besuche zurückkehrten, und ich dachte: Vielleicht wirst du keinen solchen Tag mehr dieses Jahr bekommen, benutze ihn, da du ihn hast, morgen wird es vielleicht wieder kalt sein. Wie gedacht, so gethan.

Erst wanderte ich lange herum in dem herrlichen Tannen- und Fichtenwald, welcher zum Pfarrhaus gehört, spähete nach Vöglein und Eichhörnchen, von denen hier eine ganze Menge ist, und es freut mich immer in der Seele, sie von Zweig zu Zweig hüpfen zu sehen, so dankbar und zufrieden, so froh in ihrem Schöpfer und Ernährer. Und siehe da kommt ein Eichhörnchen eiligst von einem Baum herunter, ganz in meine Nähe. „Wohin, kleiner Freund, es scheint als ob du große

Eile hättest? Das hatte es auch, denn es war hungrig. Eins zwei, drei, saß es neben einem schönen, weißen Schwamme und nagte seinen Stiel ab. Ich stand still wie eine Mauer, um es nicht zu stören, während es sich seines kleinen Puddings, welchen Gott ihm hier im Walde aufgetischt hatte, bemächtigte. Als es den Schwamm los hatte, eilt es zu dem Baum zurück, von welchem es gekommen war und kletterte jetzt mit seiner Beute im Mund an dem Stamm hinauf. Als es kaum den halben Weg zurückgelegt hatte, entfiel sie ihm, der Schwamm war ihm zu schwer. Es hüpfte herunter, riß ein Stück mit seinen Zähnen ab, so daß er etwas leichter wurde, und fing wieder das Auffsteigen an. Nicht weit war es aber hinaufgeklettert, so viel ihm seine Last abermals herunter; es wiederholte dieselben Manöver wie voriges Mal und versuchte es wieder, aber es gelang auch diesmal nicht. So ging es 5—6 Mal, gleich geduldig und unverdrossen kehrte es zurück und opferte jedesmal etwas von seinem Schatze. Es war hübsch anzusehen, seine Bewegungen waren so anmutig. „Du süßes Tierchen", dachte ich, „lehre mich geduldig ausharren und mit wenigem zufrieden sein, lehre mich so wenig wie möglich von dem, was der Erde gehört, mitnehmen, wenn ich wünsche mich zum Himmel und zu Gott emporzuschwingen." Jetzt war endlich die Last so leicht geworden, daß es sie tragen konnte; es gelang ihm, an dem Stamm hinaufzuklettern, und mit einem Schwunge, leicht wie ein Vogel, saß es auf einem wiegenden Zweige und verzehrte in Ruhe seine kleine Mahlzeit. Einen niedlicheren kleinen Equilibristen habe ich nie gesehen.

Ich wurde so froh und wohlgemut durch diese kleine Episode, und als ich vom Stehen müde geworden war, ließ ich mich auf dem weichen, grünen Moos, welches den ganzen

Boden im Walde bedeckte, nieder; die Sonne strahlte so warm und ich labte mich von Herzenslust an ihren Strahlen. Ich nahm mein Strickzeug und sang, während ich arbeitete, leise alle die kleinen, geistlichen Lieder, die ich auswendig wußte; als ich aber an den Vers kam;

O weine nicht! Ich bin dir nicht gestorben,
Ein ewig selig Leben ging mir auf.
O sähst du ihn, den Kranz, den ich erworben,
Es hemmte gleich sich deiner Thränen Lauf.
Hier wohnt der Friede, leuchtet ew'ges Licht.
O weine nicht!

mußte ich dennoch weinen, mochte ich wollen oder nicht, und wenn ich weine, muß ich immer beten. Alles mögliche, was mir am Herzen lag, habe ich meinem Gott gesagt, kleines wie großes habe ich mir von Ihm erbeten. Ich habe für mich selbst und für alle, die ich liebe, sowie für alle diejenigen von denen ich wußte, daß sie gern meine Fürbitte hätten und für alle, alle Menschen gebetet.

Lange saß ich auf dem weichen Moosteppich und war so froh mitten unter meinen Thränen; es war mir so wohl; als ich mich endlich erhob um nach Hause zu gehen, kam es mir vor, als ob der Wald früher nie so herrlich gewesen wie jetzt, als ich so aus innerstem Herzensgrund da hatte beten können. Wenn wir einen Ort recht lieb haben und ihn für unser Herz teuer machen wollen, so müssen wir ihn durch Gebet weihen und heiligen." —

Alles um uns war still, auch in unseren Herzen war es still geworden, kein Wort wurde gesprochen, in unserem Innern regte sich aber der Wunsch, daß wir recht offene Augen und Ohren für Gottes Zeugnisse in der Natur erhalten möchten und noch besonders, daß wir Schwestern bei unserem viel=

beschäftigten Beruf recht oft in Waldeseinsamkeit uns also predigen lassen möchten. Die Sonne war untergegangen, als wir uns endlich erhoben, um den Rückweg anzutreten; plötzlich tönte feierlich in der stillen Abenddämmerung vom Wasser herauf mit wunderbarem Wiederhall von Wald und Gebirge das von den heimkehrenden Schwestern angestimmte Abendlied:

Der lieben Sonnen Licht und Pracht
Hat nun den Tag vollführet;
Die Welt hat sich zur Ruh' gemacht:
Thu', Seel, was dir gebühret;
Tritt an die Himmelsthür,
Und bring ein Lied herfür;
Laß deine Augen, Herz und Sinn
Auf Jesum sein gerichtet hin.

Die Sennhütte zu Tonsaasen.

Ganz oben in den Hochgebirgen beinahe zwei Tagereisen von Kristiania an der großen Landstraße, welche die Verbindung zwischen der Hauptstadt und der westlichen Seestadt Bergen vermittelt, liegt mehrere tausend Fuß über dem Meer eine Sennhütte, oder wie man sie in Norwegen nennt einen Säter, die wir kennen lernen wollen. Wie lieblich liegt das kleine Haus da am Waldessaum neben zwei stillen, tiefblauen Gebirgswassern, die man oft in unseren Gebirgen findet, wie ein Dichter sie beschreibt: „als ein Auge schimmernd durch Thränen." Die Bäume, die wir hier sehen, sind die letzten, die sich in diesen hohen Regionen befinden; wir sind schon an der Baumgrenze angelangt; in dem Hintergrund haben wir den zackigen Bergrücken des Tonsaasen mit seiner Hochebene und seinen schneebedeckten

Gipfeln, während südwärts an das Sanatorium Tonsaasen vorbei die Landstraße immer weiter abwärts in das liebliche Valdersthal führt.

Sennhütten in schöner Umgebung findet man zwar oft in unseren Hochgebirgen. Die Lage dieser ist vielleicht nicht einmal eine der schönsten, dennoch hat sie für uns ein besonderes Interesse, denn sie ist, wenn auch unserem Mutterhause nicht angehörend, doch eine Art Diakonissenasyl. Die unserem Hause sehr nahe befreundete Eigentümerin hat nämlich schon seit vielen Jahren jeden Sommer kränkliche oder erholungsbedürftige Schwestern, welche reine Gebirgsluft besonders nötig hatten, freundlich eingeladen, ihre Wohnung hier kürzere oder längere Zeit aufzuschlagen. Hier führen sie dann gemeinsamen Haushalt und halten gemeinsame Andachten und können an diesem stillen Zufluchtsort in herrlicher Gebirgsluft ein recht idyllisches, Seele wie Leib stärkendes Leben führen. Eine jede darf nach Wunsch ungehindert die Einsamkeit aufsuchen, um allein mit ihrem Gott oder mit einem guten Buche die Wunder Gottes in der sie umgebenden Natur um so tiefer in die Seele einprägen, oder durch geselligen Verkehr mit gleichgesinnten Freundinnen auch Anregung und Förderung für ihr geistliches Leben erhalten.

Zwar waren die Räumlichkeiten während mehrerer Jahre nur sehr beschränkt. Wie gewöhnlich in einem norwegischen Säter befand sich in dem kleinen hölzernen Gebäude nebst einem sehr kleinen Schlafzimmer nur eine große Stube mit einem großen Heerd, denn sie diente sowohl als Küche wie Wohnstube, Speisezimmer und Schlafzimmer. Mit Vorhängen teilte man sie dann nach ihren verschiedenen Bestimmungen ein und fühlte sich sehr gemütlich in der beschränkten Räum-

lichkeit, wenn zuweilen ungünstige Witterung das Leben im Freien verhinderte. Als die Gastfreundschaft der lieben Besitzerin, die selbst nur kurze Zeit hier verweilen konnte, sich immer mehr erweiterte, wurde ein zweiter Stock mit mehreren kleinen Schlafzimmern angebaut und in einem Nebengebäude befindet sich wie immer Milch- und Vorratskammer.

Nicht nur norwegische Schwestern haben hier ein friedliches Asyl gefunden, sondern öfter auch schwedische, ja sogar ein paar deutsche; auch hatte man kurze Besuche von mehreren vorbeifahrenden. Vor allem haben aber unsere Schwestern Grund mit Dankbarkeit an diesen Gebirgsort zu denken, wo die liebe Mutter unseres Hauses, die vor mehreren Jahren recht heruntergekommen und nervenleidend war, nicht nur damals Genesung fand, sondern auch durch fast jährlich wiederholten, längeren Aufenthalt immer wieder neue Kraft und Stärke für ihren angreifenden Beruf gefunden hat.

Das tägliche Leben hier verläuft regelmäßig und angenehm durch Einteilung der Zeit und Verbindung des Nützlichen mit dem Angenehmen. Die Leitung des kleinen Haushalts und leichtere häusliche Arbeiten werden unter den Bewohnerinnen verteilt, dann werden neben den Spaziergängen in der schönen Umgebung auch in den naheliegenden Gebirgswassern Bootfahrten gemacht und Fischfang getrieben, wodurch die Küche oft eine willkommene, zuweilen sogar sehr reichliche Zufuhr bekommt. Der Abend sammelt dann alle Hausgenossen entweder auf dem Flur oder in der Stube, wo Vorlesen und gemütliche Gespräche die Zeit bis zur Abendandacht ausfüllen. Manchmal bekommen sie auch Besuche von Freunden, die sich in dem eine halbe Stunde entfernten Sanatorium aufhalten. Zuweilen kommt es auch vor, daß der eine oder andere Pastor

aus verschiedener Nationalität ihnen eine Andachtstunde hält, bei der sie recht besonders die Freude und Stärkung der Glaubensgemeinschaft, welche die Kinder Gottes aus allerlei Völker, Geschlecht und Sprache verbindet, erfahren dürfen, die hier in den Hochgebirgen, wo man keine Kirche oder allgemeinen Gottesdienst hat, um so mehr empfunden wird. Es sind ja nur 3—4 Sommermonate, wo Menschen hier wohnen.

Bald ist der kurze Sommer zu Ende, man zieht wieder hinunter zu den bewohnten Gegenden oder gar zum Menschengewimmel der Stadt. Empfängliche Naturen bringen aber von dieser mächtigen Natur tiefe Eindrücke mit, die sie in ihrem Leben nie mehr vergessen können. Diejenigen, welche es nicht erfahren haben, können aber dies kaum verstehen, sie meinen, es muß trotz der schönen Formationen doch ein gar einförmiges Einerlei geben, tagaus und tagein nur dieselbe Ansicht dieser öden, menschenleeren und meist baumlosen Natur zu sehen, wo man Menschenhand mit ihrer Kunst und Kultur nicht spürt. Darin irren sie sich aber gewaltig. Einförmig ist diese Natur nicht, denn die verschiedenen Tages- und Jahreszeiten mit ihrer wechselnden Beleuchtung geben nicht nur dieselben Prospekte, eine reiche Abwechselung, eine Mannigfaltigkeit von Farben-Nüancen, die ihnen einen neuen Charakter aufdrücken und die ungeheuer weiten Strecken, die man von solchen Höhepunkten aus überschauen kann, machen, daß man nach wenigen Schritten immer neue Ansichten entdeckt.

Zwar ist die Pflanzenwelt nur arm gegen die üppige Vegetation des Südens, zwar sieht man hier statt prächtiger hoher Bäume mit schattigen Kronen dunkle ernste Tannen oder verkrüppelte Birken und in den höheren Regionen nur die niedrige, fast kräuterähnliche Zwergbirke, deren Zweiglein mit ihren Miniatur-

blättern oft den Boden entlang kriechen. Aber die Hochgebirgsflora hat auch ihre Schönheit: manche zarte Blume preist auch hier ihren Schöpfer und statt goldener Orangen hat man die großen goldenen „Multe"-Beeren, die mit ihren rotgelben Schimmer oft in unzähliger Menge weite Haidestrecken erhellen. Doch wir gestehen es gern, mit der reichen Pflanzenwelt wärmerer Zonen kann diejenige unserer Berge keinen Vergleich vertragen. Dennoch ist die Schönheit dieser mächtigen nordischen Natur nicht geringer wie jene. Erinnert die üppige Vegetation des Südens uns zunächst an ein irdisches Paradies, an irdisches Glück und irdischen Segen, so hat die erhabene Natur der nordischen Hochgebirge eine noch schönere Aufgabe: sie zieht himmelan.

Wo findet man einen Dom von Menschenhänden erbaut, welcher diesem mächtigen aus des Schöpfers Hand hervorgegangenen zur Seite gestellt werden kann? Wie kolossale weißgekleidete Altäre ragen die schneebedeckten Berges-Gipfel empor, wie hochstrebende marmorne Pillare und gewaltige Portale, die in Sonnenglut als von Tausenden von Edelsteinen strahlen, schauen wir in der Ferne die Gletscher, ringsherum in dem unermeßlichen Raum steile Wände, Zinnen und Zacken, die in die Wolken hineinragen, wie Seitenkapellen bildend, und über dem Ganzen wölbt sich der helle, nordische Himmel. Die erhabene Schönheit dieser Wunderwerke des Herrn drängt uns anbetend Seine Allmacht und Majestät zu preisen. Wie klein kommt der Mensch sich vor in dieser großartigen Umgebung, wie nichtig so viele seiner Gedanken und Werke, die Sehnsucht der Seele nach ihrem Ursprung, dem lebendigen Gott, rührt sich kräftig, sie streckt sich himmelan. Und die heilige Stille ringsum, wo keine Spur von dem Toben und

Lärmen der Welt vernehmbar ist, macht die Seele immer stiller vor Gott, lauter und eindringlicher kann sein Geist an das Herz reden und mancher hat es erfahren wie der Dichter singt:

Heilige Stille,
Wie hab ich dich gesucht,
Friede des Himmels,
Wie oft dich gefunden
Auf einsamen Pfaden der Berge!
Da legte sich der Leidenschaften Flut,
Da stillte sich der Sorgen wildes Meer,
Da fand ich wieder,
Was ich drunten verloren,
Meinen Gott und mich.

Das Heim der Alten.

Heute wollen wir einen Besuch in dem jüngsten Filial unseres Mutterhauses machen, nämlich im Siechenhaus oder „Gamlehjemmet“ das Heim der Alten, wie wir es am liebsten nennen. Schon öfter hatte man sich an unser Diakonissenhaus mit Bitten um Aufnahme von älteren Damen auf Lebenszeit gewendet, ohne daß der Vorstand darauf eingehen konnte, als eine alte Dame der Anstalt ihr kleines erspartes Kapital und alle ihre Möbel, darunter mehrere vollständige Betten gegen freie Verpflegung für Lebenszeit anbot, welches Anerbieten man nicht abschlagen durfte; es wurde die Veranlassung zur Gründung des Siechenhauses. Die liebe Alte ist schon, wie wir hoffen dürfen, zur ewigen Ruhe der Heiligen eingegangen, das Siechenhaus aber ist schnell gewachsen und beherbergt jetzt 15 alte Damen, die ein ganzes Haus bewohnen.

Wir treten in die gemütliche Wohnstube ein, wo wir viele freundliche alte Gesichter um den festlich gedeckten Kaffee=

tisch versammelt finden. Sie haben heute Gäste, nicht nur einige Mitglieder des Vorstandes und einige Schwestern, sondern auch einen fremden Pastor, welcher ihnen eine Bibelstunde halten will. Nachdem das Kaffeegeschirr fortgetragen ist, verstummt das lebhafte Gespräch, die Gesangbücher werden aufgeschlagen und ein Lied angestimmt. Zwar hören wir viele eingerostete, zitternde Stimmen, und doch ist der Gesang rührend erbaulich; der andächtige Ausdruck in manchem gerunzelten Gesicht gibt uns den Eindruck, daß mehr wie eine gelernt hat, „dem Herrn in ihrem Herzen lieblich zu lobsingen“, und daß die zitternden Töne ein Vorspiel sind zu dem neuen Gesang, den sie volltönig und rein in himmlischen Harmonien anstimmen werden, wenn alle Himmel von dem Jubelchor der erlösten Scharen und aller heiligen Engel vor dem Thron des Lammes wiederhallen.

Ernst, aber auch verheißungsvoll redet das Wort Gottes von „dem Gerechten, der grünen wird wie ein Palmbaum, der wachsen wird wie eine Zeder auf Libanon. Die gepflanzet sind in dem Hause des Herrn, werden in den Vorhöfen unseres Gottes grünen, und wenn sie gleich alt werden, werden sie dennoch blühen, fruchtbar und frisch sein, daß sie verkündigen, daß der Herr so fromm ist, mein Hort, und ist kein Unrecht an Ihm“. Diese Worte des Psalters werden den Zuhörern warm ans Herz gelegt zur Selbstprüfung und Ermunterung.

Wir bekommen den lebhaften Eindruck, daß hier gut sein ist, eine stille liebliche Wohnung, wo das Wort Gottes reichlich unter ihnen wohnt, und seinen hellen, strahlenden Glanz über den Lebensabend der lieben Alten wirft. Wie manche im Alter einsame und verlassene Frau, welche bessere Tage

gekannt hat und alle die Ihrigen durch einen frühen Tod verlieren mußte, hat nicht mit Kingo (unserem großen Kirchenliederdichter) geseufzt:

Schenk mir ein kleines Nazareth,
Ein Nestchen still und traulich,
Wo Jesu Gnade mit mir geht:
Ein Leben fromm erbaulich!

Der Herr, welcher niemanden vergißt, sondern, bevor sie rufen, schon antwortet, hat unter den vielen Mitteln und Wegen für den Ratschluß seiner Gnade auch dies Haus für wenigstens einige müde Pilger bereiten lassen. Möchte es immer eine Wohnung des Friedens und der Liebe sein und viele Nachfolger finden! Es ist unsere Hoffnung, daß die Mittel nach und nach so reichlich einfließen werden, daß mehrere halbe und ganze Freibetten gestiftet werden können; bis jetzt haben wir kein einziges. Diese kleine Schrift möchte durch Gottes Segen einen Beitrag zu dem ersten liefern. Wir hoffen auch zuversichtlich, daß es diesem Haus nie an Freunden fehlen werde; denn ein Jeder, welcher seine Lieben unter der Schwachheit des Alters hat leiden sehen und bei dem schnellen Dahinfliehen der Jahre bedenkt, wie bald er selbst erwarten kann alt und vielleicht einsam und verlassen zu werden, wird Teilnahme für die Alten fühlen. Möchten diese Blätter die Zahl der Freunde der Siechen- und Pflegehäuser vermehren!

Handlangerdienste auf ferneren Arbeitsfeldern.

Wer höret des Heidentums Klagen?
Wen rühret Jerusalems Leid?
Wen lüstet's die Seele zu wagen
An Gottes untrüglichen Eid:
„Dir geb ich die Heiden zum Erbe,
Dir schenk ich die Starken zum Raub!"
Wen drängt's, daß er Kronen erwerbe
Von nimmer verwelkendem Laub?

Gerok.

In einem Lande mit so regem Missions-Interesse wie Norwegen ist es natürlich, daß auch unser Diakonissenhaus in vielerlei Berührung mit der Mission kommen mußte, und daß man mit Freuden eine helfende Hand darreichte, wo es sich je um eine Förderung des Reiches Gottes handelte. Zwei Schwestern, welche uns von dem Hauptvorstande der Mission zur Ausbildung geschickt wurden, konnten wir während einem mehrjährigen Aufenthalt für ihren Dienst in der Fremde vorbereiten. Nachdem sie auch das Hebammen-Examen gemacht hatten, wurde, kurz vor der zur Abreise bestimmten Zeit, die eine nach einem kurzen Krankenlager vom Typhus hinweggerafft. So wunderlich für unsere Augen sind die Wege des Herrn! Während man auf dem Missionsfeld sehnlichst Hilfe erwartete und sich auf ihre baldige Genesung freute, wurde sie von dem Herrn heimgeholt, bevor sie noch die Arbeit angefangen, für welche sie sich jahrelang vorbereitet hatte. Das Hospital auf Madagaskar mußte noch viele Jahre

auf eine Vorsteherin warten. Die zweite Missionsschwester steht noch in voller Thätigkeit im Zululand in Südafrika. Eine dritte wurde, nach einer kürzeren Vorbereitung im Diakonissenhause, wieder zurückgerufen, weil man sie als Lehrerin einer Kinderschule auf Madagaskar nötig hatte, und eine vierte konnte endlich, nach dreijähriger Ausbildung, im Juni 1885 abreisen, um die Stelle einer Vorsteherin des Hospitals und in Verbindung damit einer Lehranstalt zur Ausbildung von eingeborenen Krankenpflegerinnen und Hebammen in der Hauptstadt Madagaskars zu übernehmen. Man hofft, daß sich diese Anstalt später zu einem Diakonissen-Mutterhause für madagassische Schwestern entwickeln werde. Während im Norden Afrikas Kaiserswerther Schwestern den Anfang gemacht haben, die Töchter Hams in den Dienst der weiblichen Diakonie zu nehmen, so wird auch im Süden des dunkeln Weltteils dieser Dienst wenigstens vorbereitet.

Noch zwei Schwestern werden in unserem Diakonissenhause für den Missionsdienst ausgebildet. Es scheint aber, daß diese Sache bald einen neuen Aufschwung nehmen wird. Durch das überaus schnelle Wachstum unserer Missionsgemeinden auf Madagaskar ist man nämlich zu der Überzeugung gekommen, daß man sich mehr der christlichen Frauen, die sich schon nach vielen Tausenden zählen lassen, annehmen muß, um ein christliches Familien- und Gemeinschaftsleben fördern zu können. Mit Ausnahme von den wenigen in den Anstalten erzogenen, hat man für die weibliche Jugend nach der Konfirmation, sowie für die christlichen Frauen überhaupt neben ihrer Teilnahme in den öffentlichen Gottesdiensten nur wenig thun können. Die Frauen stehen darum in der Regel, was christliche Bildung und Zivilisation betrifft, vor den

Männern weit zurück. Wie schlecht steht's z. B. mit einem ordentlichen, reinlichen Hauswesen, christliche Kindererziehung und Familienleben, Krankenpflege u. s. w.? Man sieht jetzt ein, daß energische Maßregeln zur Hebung des weiblichen Geschlechts dringend nötig sind, und daß man sich nicht mit der Hoffnung einst eingeborne Diakonissen und ausgebildete Lehrerinnen zu bekommen begnügen kann. Bis solche in nötiger Anzahl vorhanden sind, wird wenigstens diese Generation ausgestorben sein. Man geht darum mit dem Plane um norwegische Arbeiterinnen in größerer Anzahl auszuschicken, die hauptsächlich die Aufgabe einer Gemeindediakonissin haben sollten, und die man gern zuerst unserem Diakonissenhause zu 1—2jähriger Ausbildung übergeben wollte, wozu wir auch gern bereit sind. Andere Stimmen haben sich aber für eine freie Thätigkeit, ähnlich wie die der englischen „Bibelfrauen", erhoben und finden eine besondere Ausbildung unnötig. Erst die im Sommer 1888 zusammentretende Generalversammlung der norwegischen Missionsgesellschaft wird in dieser Sache eine endgiltige Bestimmung fassen.

Mehrere Missionsbräute haben auch in unserem Diakonissenhause einige Zeit Aufnahme gefunden um Krankenpflege zu erlernen, später mußten aber solche Gesuche, hauptsächlich wegen Raummangel, abgeschlagen werden. Drei unserer Schwestern sind ausgetreten, um als Missionsbräute nach Madagaskar zu ziehen; ihre Ausbildung als Diakonissin konnte jedoch nur indirekt der Mission zu gute kommen; als Hausfrauen ist ihre Aufgabe, zuerst für das eigene Haus zu sorgen, und der Vorstand kann nicht über ihre Zeit und Kräfte verfügen. Zwei von ihnen sind nach kürzerer Zeit und schweren Leiden in der Fremde gestorben, während die dritte als

junge Witwe sich schon auf die Rückreise vorbereitete, nach einem zweijährigen Aufenthalte im Zululand aber jetzt als Frau eines verwitweten Missionars wieder nach Madagaskar zurückgekehrt ist. — Eine junge Norwegerin, welche seither im Dienste der englischen Zenana-Mission in Indien steht, konnte auch in unserem Mutterhause einige Vorbildung in der Krankenpflege erhalten.

Die großartige Liebesthätigkeit unseres Landes unter den Heiden, an der unser Diakonissenhaus diesen bescheidenen Anteil nehmen durfte, wollen wir ein wenig näher betrachten. Die Arbeit in der Heimat für diese Mission dehnt sich immer mehr aus, besonders gehen die Frauenvereine mit großem Liebeseifer voran. Die norwegische Missionsgesellschaft, welche bis vor wenigen Jahren fast alle Thätigkeit für die Heidenmission in sich faßte, besitzt noch — seitdem zwei andere Gesellschaften schnell emporgewachsen sind — gegen 900 allgemeine Vereine und 2—3000 Frauenvereine. Wenn wir dann noch die Vereine der beiden andern Gesellschaften samt der Israels-, Seemanns- und Lappen-Mission sowie der innern Mission mit ihren verschiedenen Zweigen dazu rechnen, wird man eine für unser dünnbevölkertes Land ganz ansehnliche Liebesthätigkeit finden und überall zeigen die Frauen den größten Eifer und bringen die meisten Liebesgaben. Zwar ist diese Thätigkeit nicht so *allgemein* wie man nach der außerordentlich großen Anzahl der Vereine vermuten könnte, denn es kommt sehr häufig vor, daß dieselben Personen Mitglieder mehrerer Vereine sind. Diese ausgedehnte Missionsthätigkeit trägt auch Früchte für die heimatliche Kirche, indem sie vielfach zur Erweckung und Nährung eines regeren Glaubenslebens dienen. Die Liebe macht erfinderisch; so findet man

immer neue Einnahmequellen für die Mission: nicht nur allerlei weibliche Handarbeiten, die in verschiedener Weise verwertet werden, sondern man hört von Blumenzucht, Einsammlung von Blumensamen, Obst von einem gewissen Baum, Wolle oder Lämmer eines bestimmten Schafes, ja im hohen Norden kommt es auch vor, daß dann und wann ein Mädchen ein junges Renntierkalb für die Mission groß zieht. Die Männer, durch das Beispiel der Frauen angeregt, nehmen auch immer mehr persönlich teil an der Arbeit, und Fischfang für die Mission, Bebauen von Missionsäckern, Arbeitstage oder Prozente einer Arbeit, Missionsschafe u. s. w. kommen immer häufiger vor. In einigen Gegenden ist die schöne Sitte, bei Hochzeiten oder anderen festlichen Gelegenheiten der Mission mit einer Gabe zu gedenken, verbreitet. Eine kleine Illustration der weniger bekannten Missions-Arbeitvereine der Männer sei uns hier gestattet.

Letzten Sommer machte ein Missionsfreund in Gesellschaft einiger Engländer eine Reise durchs Land. Als sie eines Morgens früh durch einen großen Wald fuhren, hörten sie zu ihrem Erstaunen einen feierlichen Choral von kräftigen Männerstimmen singen. Als sie näher kamen, bemerkten sie hinter den Bäumen eine Anzahl Männer verschiedenen Alters, welche nach beendigtem Gesang auf den Boden zu gemeinsamem Gebet niederknieten, dann mit kräftiger Hand ihre Hacken und Spaten ergriffen und eifrig das Land zu bearbeiten anfingen. Die Reisenden, welche still gehalten hatten, um die Andacht nicht zu stören und Auskunft über diese unerwartete Begebenheit zu erhalten, erfuhren auf ihre Fragen, daß hier ein Acker für die Mission bebaut würde, und daß diese Arbeit immer mit Gesang und gemeinsamem Gebet be-

ginne und beendige. Tief ergriffen und mit Thränen in den Augen setzten die Reisenden ihren Weg fort. — Die Arbeit auf den Missionsfeldern der Heidenwelt wollen wir jetzt etwas näher kennen lernen.

Zululand.

Im Januar 1844 kam unser erster Missionar, Pastor Schreuder in Port-Natal, in Süd-Afrika an, um eine norwegische Mission unter den Zulu-Kaffern zu gründen. Der despotische Zulukönig Umpande verweigerte ihm aber lange den Zutritt zu seinem Lande. Erst nach sechs Jahren, als der König krank war, ließ er Schreuder, welcher unterdessen mit seinen drei ihm später nachgefolgten Mitarbeitern eine Station an der Grenze seines Landes in der Natal-Kolonie gegründet hatte, zu sich kommen, damit er ihn gesund machen solle, und als dies durch Gottes gnädigen Beistand Schreuder wirklich gelang, wurde das Land für unsere Missionare eröffnet.

Die Zulumission ist aber eine rechte Glaubensprobe sowohl für unsere Missionsgemeinde, als auch für unsere Missionare gewesen; lange hatte man gewartet, bis das Evangelium in das Land hineingebracht werden konnte, noch länger sollte man harren, bis es in ein einziges Herz hineindrang. Erst nach 14 mühevollen Jahren konnte die erste Taufe stattfinden, indem ein Mädchen sich zum Herrn bekannte. Diese schwere Anfangszeit, in der man recht gründlich das Stillesein und Harren auf den Herrn üben mußte, ist jedoch gewiß von besonderem Segen für unsere Mission gewesen. Nach der ersten Taufe folgten bald mehrere, und jetzt besteht eine Gemeinde von 5—600 Seelen als die Frucht der Arbeit unter den Zulus, während die durchschnittliche Anzahl der Kirchenbesucher

gegen 2000 ist. Als Gehilfen der norwegischen Missionare stehen 14 eingeborene Lehrer und Evangelisten.

Zwei große Drangsale sind über diese Mission gekommen: innere Spaltung und äußere Zerstörung. Der energische Gründer unserer Mission im Zululand, welcher 1864 bei einem Besuche in der Heimat zum Bischof unserer Missionskirche ordiniert worden war, fand, nachdem er Jahrzehnte die Last und Hitze der Arbeit getragen hatte, daß es mit seiner kirchlichen Auffassung nicht länger stimmte, im Dienste einer Gesellschaft zu stehen. Er trat aus und gründete eine eigene Mission als Ausgesandter der norwegischen Kirche; ein Komitee hatte sich in Kristiania zu seiner Unterstützung gebildet, und so setzte er unabhängig seine Missionsarbeit unter den geliebten Zulus fort. Als er 1882 starb, dachte man, die Spaltung könne wieder geheilt werden; seine Witwe übernahm aber einstweilig die Leitung, und jetzt sind zwei norwegische Pastoren, die Brüder Astrup, ihr zu Hilfe geeilt, welche eine Gemeinde von 150—200 Christen bedienen. Es bestehen also zwei norwegische Missionen im Zululand.

Beide haben viel gelitten unter den äußeren Drangsalen und Kriegsnöten der späteren Jahre. Der 1878 ausgebrochene Krieg zwischen den Engländern und den Zulukaffern, in welchem der ehemalige Kaiserprinz von Frankreich, welcher sich als Freiwilliger dem englischen Heere angeschlossen hatte, gefallen ist, wird unsern Lesern in frischem Gedächtnis sein. Ebenso, daß der Zulukönig Ukekjewajo oder Cetewajo, wie englische Berichte ihn nennen, von den Engländern gefangen wurde, und nachdem er einige Zeit in Gefangenschaft auf einer Insel beim Kap zugebracht und später einen Besuch in

England gemacht hatte, wieder in seine königliche Würde unter englischer Oberherrschaft eingesetzt wurde.

Bald brannte wieder die Kriegsfackel im Lande; Gesetzlosigkeit, Plünderung und Zerstörung verbreiteten sich schnell. Der Zulukönig, welcher als Prinz ein Schüler unserer Mission war, als König aber als grausamer Despot geherrscht hatte, starb Anfang 1884, nachdem kurz vorher zwei unserer Missionare Gelegenheit gehabt hatten, ihm und seinem Hofe das Wort Gottes zu verkündigen. Der Text der Predigt war das Evangelium von dem verlorenen Sohne. Bei persönlicher Unterredung hatten sie ihn an die Zeit erinnert, da er in freundlichem Verhältnisse zu unserer Mission stand und die Heilswahrheiten einigermaßen kennen gelernt hatte. Er hörte sie schweigend an, nahm einen freundlichen Abschied von ihnen, und kurz nachher starb er plötzlich. Der Kampf und die Verwüstung im Lande wurde aber noch schlimmer, die Missionsstationen wurden geplündert und zerstört und mehrere eingeborene Christen getötet. Das Leben der Missionare wurde zwar geschont, sie litten aber viel, haben aber dennoch auch in dieser schweren Zeit Seelen für ihren Herrn gewinnen dürfen. Am Schluß des Jahres gelang es endlich, das Land einigermaßen zu Ruhe zu bringen; die Engländer teilten die Herrschaft zwischen dreizehn Häuptlinge, unter denen ein als Heide und Polygamist lebender Engländer, John Dunn, der Mission besonders feindselig ist; statt eines Despoten hatte man jetzt dreizehn, und die Zustände waren immer noch bedenklich.

Mit den benachbarten Boers, welche für geleistete Dienste im Krieg Anspruch auf einen Teil des Landes machten und sich thatsächlich in Besitz desselben gesetzt hatten, wurden noch immer Streitigkeiten geführt, und die kleinen despotischen

Häuptlinge zeigten sich untüchtig, Ruhe und einigermaßen Ordnung in ihrem armen Vaterlande aufrecht zu halten. Geordnete Zustände hatte man nur in dem an die Natal-Kolonie grenzenden Gebiet, der sogenannten Zulu-Reserve, das England sich vorbehalten hatte. Das vollständige Annektieren des Landes seitens der Engländer schien immer mehr nur eine Zeitfrage zu werden und neulich haben die Zeitungen die Nachricht gebracht, daß das ganze unabhängige Zululand der englischen Krone unterworfen ist mit Ausnahme des westlichen Teils, des Swazilandes, das den Boers übergeben ist. Die neue britische Kolonie soll ihren eigenen Gouverneur und englische Beamte haben und nicht einen Teil der Natal-Kolonie bilden, was die Bewohner derselben gewünscht hätten und sich vielen Gewinn davon versprochen. Daß die stolzen, kriegerischen Zulus sich nur notgedrungen unterworfen, ist selbstverständlich; außer Stand aber einen kräftigen Widerstand zu machen und unter einander uneinig, beschränkten sie sich zuerst, nur eine Deputation an die Königin Viktoria zu schicken, um sie an ihr dem verstorbenen Zulukönig gegebenes Versprechen zu erinnern. Sein Sohn Dinizulu machte doch bald einen Versuch seine Anhänger zu bewaffnetem Widerstand zu sammeln, was ihm wider Erwarten in größerer Anzahl gelungen sein muß, denn die neuesten Nachrichten erzählen uns, daß englische Truppen nach dem Zululand geschickt worden sind, um die Unruhe zu unterdrücken.

Für die Mission wird eine englische Regierung, wenn erst Friede und Ruhe auf die Dauer im Land wieder hergestellt ist, unbedingt ein Vorteil werden im Vergleich mit den früheren, unsicheren, oft von despotischen Launen abhängigen Zuständen. Trotz derselben haben jedoch unsere Missionare

an den meisten Orten ihre zerstörten Stationen wieder aufbauen und ihre Missionsarbeit fortsetzen können. Seit dem letzten Kriege hat man doch wenigstens Religionsfreiheit erhalten. Diejenigen, welche Christen werden wollen, riskieren nicht mehr Verlust, Verfolgung oder sogar ihr Leben, was früher oft der Fall war. Die Missionare dürfen daher in der letzten Zeit mehr Frucht von ihrer Arbeit wahrnehmen und können bessere Hoffnung für die Zukunft hegen, wenn man auch noch mit kleinen Zahlen rechnen muß.

Madagaskar.

Wir wenden uns jetzt nach Madagaskar, der schönen, fruchtbaren Insel an der südöstlichen Spitze Afrikas, die von gleicher Größe wie Frankreich und größtenteils von dem mächtigen Stamm der Hovas beherrscht ist. Es sind schon zwei Jahrzehnte, seitdem unsere ersten Missionare dahin kamen, fünf Jahre nach dem Tode der grausamen Königin Ranavalona I., welche die durch die Londoner Mission bekehrten Christen verfolgen und töten ließ. Die englischen Missionare hatten das Land verlassen müssen, konnten aber das Wort Gottes wenigstens teilweise in der Landessprache zurücklassen, und es zeigte sich auch hier, daß das Blut der Märtyrer die Saat der Kirche ist.

Nachdem dann der König Radama II. ein Jahr seine wahnsinnige Regierung geführt hatte, wurde er ermordet; seine Nachfolgerinn auf dem Throne war Rasoherina, welche in der Verfolgungszeit großes Interesse für das Christentum gezeigt hatte und sogar von einem eingeborenen Prediger getauft worden war, als Königin aber den Mut nicht hatte, den Herrn Christus zu bekennen, son-

dern sich wieder zu den Götzen wandte. Das Christentum wurde jedoch wenigstens geduldet.

In ihrem vierten Regierungsjahr, 1866 stiegen die beiden ersten Sendboten der norwegischen Kirche mit bebenden und betenden Herzen ans Land in der Küstenstadt Tamatave, wo sie bald von einer schreienden Menge halbwilder Heiden umringt werden, deren Sprache sie nicht verstehen. Sie nennen den Namen des englischen Konsuls, an den sie empfohlen sind, und durch seine Hilfe erhalten sie bald die nötige Anleitung und eine genügende Anzahl Marmiten d. i. Träger für sich und ihr Gepäck, welches alles in Säcken von bestimmter Größe und Gewicht gepackt wird, denn alles muß in 12 schwierigen Tagereisen auf Menschenschultern nach der Hauptstadt getragen werden. In Filanzanas oder Tragstühlen von sehr einfacher Art geht der Weg zuerst der Küste entlang über mehrere breite Flußmündungen, dann in schmalen Kanoes auf einem von Krokodilen wimmelnden Flusse ins Land hinein. So weiter auf Menschenschultern über Gebirgskette nach Gebirgskette, bergauf und bergab, bald über tiefe, brausende Gebirgsströme, wo nur ein einziger Baumstamm als Brücke dient, bald durch dunkle, dichte Urwälder, bis sie die letzten steilen Anhöhen zu der Hochebene Imerinas überschritten, wo sie endlich die Hauptstadt Antanarivo erblicken. Sie wurden von den Londoner Missionaren sehr freundlich empfangen; doch gestaltete später das Verhältnis sich kühler, als die Engländer sahen, daß die norwegischen Missionare ihren lutherischen Glauben und Bekenntnis festhielten. Von ihrem Standpunkte aus fanden sie es genügend, der Taufe nur Bedeutung zu geben als eine Erklärung seitens des Getauften, daß er ein Christ werden wollte, konnten daher große Scharen ohne Unterricht taufen; jetzt preisen sie aber, durch

traurige Erfahrungen belehrt, die lutherischen Missionare glücklich, daß sie eine gründlichere Prüfung der Aufnahme in die Gemeinde vorausgehen ließen. In brüderlicher Eintracht arbeiten auch Repräsentanten der verschiedenen Gesellschaften gemeinschaftlich an einer neuen madagassischen Bibelübersetzung.

Doch, wir kehren zu unseren beiden ersten Missionaren zurück. Ein Jahr hielten sie sich in Antanarivo auf, um die Sprache zu studieren; dann kam Bischof Schreuder und mit ihm ihre Bräute, sowie ein dritter Missionar an. Nach Konferenz mit den Londoner Missionaren wurde jetzt bestimmt, daß die Provinz Betsileo im Süden von der Hauptstadt das norwegische Arbeitsfeld werden sollte. Dahin zu gelangen war aber eine schwierige Sache, denn sie wurden als Fremde von der Regierung mit Mißtrauen betrachtet. Endlich gelang es nach vielen Schwierigkeiten das fruchtbare, dicht bevölkerte Betsileo zu erreichen. Eine strohgedeckte Hütte mit Lehmboden und Wänden dient dem Missionar und seiner Frau als Wohnung, Kirche und Schule.

Kommt man mit der Erwartung, ein unverderbtes Naturvolk zu finden, unter glücklichen idyllischen Verhältnissen lebend, wird man bald schmerzlich enttäuscht. Die Männer und Frauen, welche die Missionare in großen Scharen versammelt sehen, sind alle ohne Ausnahme, was man bei uns Diebe, Räuber, Betrüger und Ehebrecher nennt. Diese Laster halten sie für keine Sünde, wenn sie ihnen auch ihren Stempel aufgedrückt haben und sie viel von den Seuchen leiden, welche der Sünde Folge ist. Unzucht und Ehebruch gelten ihnen nicht für Sünde, aber eine Person von geringerem Stande zu heiraten, wäre Gottlosigkeit, — die Madagassen halten sehr viel auf Standesunterschied, es bestehen unter ihnen 14 adelige Rangstufen; — einen Sklaven

zu ermorden ist bei ihnen keine Sünde, aber Schweinefleisch auf die Gebirge mitzubringen ist eine gottlose That, die die Götter gewiß strafen werden; ein wichtiges Geschäft an einem bösen Tage zu unternehmen wäre große Sünde, und Kinder, die an solchen Tagen geboren wurden, mußten den Götzen geopfert werden.

So war der traurige Zustand dieses Volkes. Wenn auch Neugierde viele zu den Missionaren führte, so hatten doch die meisten großes Mißtrauen gegen sie, indem sie sich einbildeten, daß die Missionare Menschenfresser seien und besonders gern Kinderherzen essen möchten; es kam auch vor, daß man ihnen solche zum Verkauf anbot. Ein katholischer Priester hatte ihnen nämlich in guter Absicht gesagt, daß er ihre Herzen wünschte, was sie buchstäblich genommen hatten. Unter denen, welche Neugierde, Krankheit oder Not den Missionaren zuführte, wurde bald die eine bald die andere Seele vom Worte Gottes ergriffen, und unsere Mission hatte schon vielen Erfolg gehabt, als 1869 die Königin Ranavalona II., selbst eine Christin und das Christentum fördernd, den Thron bestieg. Von dieser Zeit an hat das Christentum im Innern des Landes eine schnelle Verbreitung gefunden. Nach zwanzig Jahren hat unsere Mission daselbst 16 Stationen mit mehr denn 230 Kirchen und eben so vielen Schulen; eine Gemeinde von 13—14000 Christen und gegen 1700 Katechumenen, während die Kirchen gewöhnlich von ungefähr 40000 Heiden besucht werden, und unsere Schulen mehr als 30000 Kinder zählen. So reichlich hat Gott diese Arbeit gesegnet.

In der Hauptstadt Antananarivo hat man auch eine Gemeinde gegründet, und dort befinden sich die meisten unserer Anstalten: ein Lehrer- und ein Predigerseminar, von dessen Zöglingen nach wohlbestandener Prüfung jetzt vierzehn ordi-

niert sind; eine Druckerei, um die für die Mission nötigen Schriften drucken zu können; zwei Waisenhäuser oder Erziehungsanstalten je eine für Mädchen und für Knaben, von denen die erste und älteste, von Frau Borchgrevink mit Beistand ihres Mannes geleitet, 70 Mädchen zählt. Mehrere frühere Zöglinge sind jetzt mit Eingeborenen verheiratet und verkündigen durch ein christliches Familienleben den Segen des Evangeliums unter ihren Landsleuten; wie Lichtpunkte strahlen diese Heimstätten unter den traurigen häuslichen Verhältnissen der Madagassen. Dr. Borchgrevink ist Pastor an der Gemeinde der Hauptstadt, hat aber zugleich als ärztlicher Missionar eine nicht unbedeutende Thätigkeit, mehr denn 2000 Kranke werden jährlich in der ambulatorischen Klinik behandelt. In Verbindung mit dem Hospital besteht eine Lehranstalt für eingeborne Ärzte, welche zehn Zöglinge zählte und eine Hebammenschule. Bevor der Vorsteher, Dr. Guldberg, voriges Jahr nach Norwegen abreiste, war der Unterricht so weit fortgeschritten, daß mehrere medizinische Studenten und 13 Hebammen ein gutes Examen machen konnten. Die ärztliche Missionsthätigkeit wird besonders von einem Verein von Ärzten in Kristiania unterstützt, welcher sich auch die Aufgabe gestellt hat, fürs ärztliche Studium dienliche Schriften in der madagassischen Sprache zum Druck zu befördern. In Betsileo besitzen wir noch ein Lehrerseminar und eine Lehranstalt für erwachsene Mädchen, die gern nachholen wollen was in ihrer Kindheit versäumt worden ist.

In Betsileo, der großen fruchtbaren und dicht bevölkerten Provinz, die mitten im Lande südlich von der Hauptstadt liegt, befinden sich die meisten unserer Missionsstationen. Mehrere dieser schönen Gegenden sind aber recht fieberreich,

trotzdem haben unsere Missionare eine Reihe von Jahren dort ausgehalten und wenn auch mit geschwächten Kräften die fast überwältigende Arbeit bis in die letzten Jahre ohne Ausspannung fortsetzen können. Nur ein Missionar und eine Missionarfrau waren bisher hier im Innern des Landes gestorben als voriges Jahr der Herr binnen wenige Monate fünf Arbeiter und Arbeiterinnen heimholte und ein sechster mußte nach einem heftigen Fieber als geisteskrank nach der Heimat zurückgeführt werden. Dies war ein schwerer Verlust für unsere Mission, um so mehr fühlbar, als eben mehrere Missionare sich zur Erholung in der Heimat aufhielten, was jetzt häufiger geschehen muß. Im letzten Frühjahr konnten aber neun junge Missionare ausgeschickt werden, um in die Lücken auf Madagaskar zu treten und ihren Brüdern die vollen Netze aufziehen zu helfen.

Es scheint für Madagaskar und zwar für die Beherrscher der Insel, die Hovas, jetzt eine besondere Gnadenzeit zu sein. Wenn man auch nicht immer hoffen darf, daß es eine tiefere Herzenssache ist, wenn große Scharen meist junger Leute die Taufe begehren, so dürfen die Missionare doch nicht denjenigen, bei welchen sie durch genaue Prüfung genügende Kenntnisse der christlichen Lehre und einen sittlichen Wandel vorfinden, das Sakrament vorenthalten. Sie dürfen dann die Hoffnung haben, der Geist Gottes wird die Aufrichtigen weiterführen. In den Missionsgemeinden wird dann aber auch strenge Kirchenzucht geübt; diejenigen, welche in Wort oder Wandel Ärgernis geben, werden exkommuniciert und erst nach öffentlicher Beichte in die Gemeinde wieder aufgenommen.

Durch Nöten, Drangsale und Todesgefahr sind auch viele namentlich ältere Leute zu Bekehrung gekommen. Als ein

Beispiel unter vielen ähnlichen wollen wir folgendes erwähnen. Während des letzten Krieges, als die waffentüchtigen Männer bei dem Heere waren, zogen auch Räuber im Lande herum und machten die Not des Volkes noch größer. Ein alter Mann erzählt: Die Räuber brachen auch in meinem Hause ein und hatten schon ihr Schwert über meinen Kopf mit der Drohung gehoben, jetzt gelte es meinem Leben. In meiner Angst bot ich ihnen Alles, was im Hause war, an, in meinem Herzen aber gab ich das Gelübde, daß, wenn diesmal mein Leben errettet würde, ich ein Christ werden wollte. Ich fühlte es nur zu gut: Freudigkeit im Tod könne der Glaube meiner Väter mir nicht geben. Ich blieb am Leben, meldete mich gleich unter die Katechumenen an und wurde nach Ende der Vorbereitungszeit getauft. Als die Räuber erfahren hatten, daß ich zur Taufe neue Kleider bekommen hatte, machten sie mir nochmals einen Besuch, um sich dem, was mir noch geblieben war, zu bemächtigen. Diesmal konnte ich sie aber mit größerer Freudigkeit empfangen, denn jetzt glaubte ich, daß der Tod mir der Eingang zum Leben sein würde. Dieser Mann ist gewiß ein Repräsentant vieler, bemerkt der Missionar.

Als Arbeiter in dieses große Erntefeld auf Madagaskar sind von Norwegen im ganzen 40 Missionare nebst einer Anzahl Frauen ausgeschickt worden. Als Mitarbeiter sind außerdem 7—800 Eingeborene als Pastoren, Evangelisten und Lehrer thätig, von den letzteren haben aber nur eine geringere Anzahl eine gründliche Ausbildung erhalten.

Die Madagassen oder besonders die Hovas sind nicht wie die Zulus ein wildes Volk; sie besitzen schon eine Art von Zivilisation, verstehen verschiedene Handwerke und häus-

liche Industrie, haben auch eine malerische Nationaltracht. Europäische Zivilisation macht jetzt schnelle Fortschritte, nur sind die schlechten Kommunikationen ein Hindernis, die sonst Radama I. wohl mit Recht nebst dem Klimafieber als seine besten Bundesgenossen gegen fremde Eroberer betrachtete.

Auch an der fieberreichen Westküste Madagaskars haben wir unter den wilden Sakalaven zwei Stationen. Die Mission hat hier einen sehr schweren Anfang gehabt, und acht Gräber finden wir schon da: ein Missionar und zwei Missionsfrauen haben in jugendlichen Jahren willig ihr Leben im Dienste für das arme Volk hergegeben, und ein norwegischer Asistent, welcher beim Kirchbau behülflich war, fand mit Frau, Schwester und zwei Kindern auch hier ein frühes Grab. Von fünf Missionaren stand zuletzt nur noch einer in der Arbeit; mit untergrabener Gesundheit mußten schon vor Jahren zwei ins Innere des Landes versetzt werden, während einer ein Par Jahre zur Erholung in die Heimat zurückkehren mußte, nachdem er vor seiner Abreise noch die Erstlingsfrucht seiner 10jährigen schweren Arbeit in Tullear ernten durfte. Dem zurückbleibenden Bruder, Pastor Aas, welcher in Morondava ganz allein dasteht, schenkte der barmherzige Gott nach den schweren Drangsalen eine noch größere Ermunterung: eine Gemeinde von 100 eingebornen Christen.

Am 7. November konnte er in Morondava eine neue Kirche einweihen und zehn Personen taufen, sowie Tags darauf mit mehr als fünfzig Komunikanten das heilige Abendmahl feiern und drei Brautpare trauen. Er erzählt ferner: Der Gouverneur von Mohabo, eine Frau und Rainivolo, ein Sklave des genannten Gouverneurs, sind die drei einzigen Christen im Sakalava-Land, welche noch die Verfolgungszeit

miterlebt haben. Gegen den Ausgang derselben wurde Rainivolo bekehrt. Mit mehreren Anderen hatte er nämlich den Auftrag erhalten, zehn Christen zu steinigen. Jeder von ihnen hatte einen mit Steinen gefüllten Sack bei sich. Nun begann der grausame Totschlag. Aber siehe, da stimmten die Christen einen Siegesgesang an, und Rainivolo wurde so ergriffen, daß er davonging, seine Steine auf den Boden schüttete und von dieser Stunde an beschloß, dem Gott zu dienen, der den Seinen Kraft geben konnte, mitten im Tode einen Siegesgesang zu singen. Und wirklich hat er diesem Gott bis heute gedient, da er ein alter Mann mit grauen Haaren ist, und er wird ihm auch dienen bis ans Ende. Einen solchen alten madagassischen Christen mitten unter der heidnischen Bevölkerung zu finden ist eine große Ermunterung für den einsamen Missionar, dessen Leben in besonderer Weise ein Leben des Kampfes ist. Der Kampf des Glaubens mit den Mächten der Finsternis ist im Heidenland besonders heiß, einer seiner eingebornen Evangelisten hat schon den Märtyrentod gefunden, und wie oft ist auch das Leben des Missionars gefährdet. Neuerdings haben sie endlich Streit mit den Sklavenhändlern, die von der Westküste Madagaskars aus diesen Handel unter französischer Flagge über Bourbon führen. Man redet zwar nur von Anwerbung freier Arbeiter, in Wirklichkeit aber macht man die armen Leute zu Sklaven.

In den letzten Jahren haben unsere Missionare auf diesen beiden Arbeitsfeldern, besonders vielleicht die im Innern des Landes, durch den Krieg mit Frankreich viel Not und Angst durchmachen müssen; durch die Blockierung der Häfen und das Bombardement der Hafenstädte waren sie von Verbindung mit der Heimat sowie mit der Außenwelt überhaupt ausgeschlossen.

Gott hat jedoch auch in dieser schweren Zeit seine Hand über unsere Mission gehalten, und ihr eine reichere Ernte wie je geschenkt. Zwar wurde die regelmäßige Arbeit der Missionare während der Unruhe des Krieges vielfach gestört, um so kräftiger arbeitete der Geist Gottes in der Stille an den Herzen und viele sind gewiß diejenigen, welche wie jener alte Mann durch die Schrecken des Todes zum Herrn geführt wurden. In der ältesten Gemeinde in Betsileo wurden im letzten Jahr allein 1000 Heiden getauft, und der Zuwachs der madagassisch-lutherischen Kirche war im vorigen Jahr mehr wie 3000 Seelen. Rührend ist es zu erfahren wie die junge Christengemeinde für die Mutterkirche in Norwegen betet, daß Gott sie wider den hineinbrechenden Unglauben schützen und bewahren möge.

Seit dem Friedensschluß, da der französische Einfluß sich in dem Land mehr geltend macht, sind auch französische Jesuiten in größerer Anzahl da, die unseren Missionaren öfter viele Mühe machen, wenn sie, ihren Grundsätzen gemäß, durch unlautere Mittel wie Geld und irdische Vorteile Schulkinder und Anhänger unserer Mission zu sich zu ziehen versuchen. Ist doch Arbeit genug das Heidentum zu bekämpfen und das Christentum zu verbreiten in dem großen dicht bevölkerten Heidenlande sowohl für katholische wie evangelische Missionen ohne einander in den Weg zu gehen.

Santhalistan.

Eine dritte Mission können wir hier auch nicht übergehen wenn sie auch keine ausschließlich norwegische ist: die Mission unter den Santhalen in Indien, von dem Dänen Börresen und dem Norweger Skrefsrud gegründet, welche ihre Gemeindeglieder schon nach Tausenden zählen. Sie gehörten früher der

Gossner'schen Mission an, stehen aber jetzt ganz unabhängig da, erwählen selbst ihre Mitarbeiter — meist Norweger — und werden von den drei skandinavischen Ländern, England, Schottland und auch von Freunden in Deutschland unterstützt; der letzte Jahresbericht zeigt aber, daß die Beiträge aus Norwegen die gesamte Summe aller übrigen Länder zusammen genommen übersteigen.

In kurzen Zügen haben wir die Norwegische Mission unter den kriegerischen Zulus, den halb kultivierten Hovas und den wilden Sakalaven Madagaskars sammt den der Zivilisation sich nähernden Santhalen skizziert. Diese reiche Missionsthätigkeit Norwegens hat aber nicht nur Bedeutung für die armen Heiden Afrikas und Asiens, denen dadurch das Evangelium gebracht wird, sondern wir haben auch erfahren dürfen, wie diese Arbeit eine kräftige fruchtbringende Zurückwirkung auf die Mutterkirche zur Erweckung und Stärkung des Glaubenslebens geübt hat und fortwährend übt. In Zeiten des Streites hat die Mission sich als eine Liebesarbeit bewährt, in welcher die Streitenden sich vereinigen konnten. Die trefflich organisierte große Missionsgesellschaft mit ihren regelmäßig wiederkehrenden Kreis- und Generalversammlungen, wo die Angelegenheiten der Gesellschaft diskutiert und abgemacht werden, haben einen wichtigen erziehenden Einfluß auf die christlich angeregten Gemeindeglieder in der Richtung kirchlicher Selbstregierung geübt, was bei der angehenden kirchlichen Organisationsarbeit gewiß nicht von geringer Bedeutung sein wird.

Für unsere Landsleute in Nordamerika, die in den letzten Jahren angefangen haben sich an der norwegischen Mission zu beteiligen, scheint diese auch immer mehr ein Band der

Liebe und des Friedens zu werden. Mitglieder unserer in vier Synoden geteilten Glaubensgenossen, die oft mit einander sehr scharfe Streitigkeiten führen, reichen einander in dieser Liebesarbeit die Bruderhand. Man hofft, daß gemeinsames Interesse und gemeinsame Liebe für die norwegische Mission im Zululand und auf Madagaskar ein Anknüpfungspunkt sein wird, von dem man viele Frucht für das große Ziel erwartet: eine einige norwegisch-amerikanische freie Kirche evangelisch-lutherischen Bekenntnisses.

Brooklynn.

Eine andere Thätigkeit muß hier noch erwähnt werden. Die beiden in New-York und Brooklyn angestellten norwegischen Pastoren für skandinavische Seeleute, welche auch eine ziemlich zahlreiche Gemeinde von daselbst wohnenden Landsleuten haben, — in den beiden Städten zusammen wohnen 6—10000 Norweger, — hatten schon lange die Hilfe einer Gemeindediakonissin in ihrer Arbeit unter den Kranken und Elenden gewünscht. Als vor einigen Jahren eine unserer Diakonissinnen, ihrer Gesundheit halber, Urlaub auf ein Jahr erhalten hatte, um diese Zeit zur Erholung bei ihren nächsten Verwandten in Amerika zuzubringen, schlug man ihr vor, diese Arbeit doch wenigstens anfangen zu helfen. Nachdem unser Mutterhaus, wenn auch zögernd, eingewilligt hatte, fing sie gleich ihre Thätigkeit an, welche sich immer mehr ausdehnte; bald trat sie von unserer Schwesternschaft aus, und neuerdings hat die dortige Diakonissenstation sich zu einem selbstständigen norwegisch-amerikanischen Diakonissen-Mutterhause entwickelt, wenn auch vorerst nur mit zwei Probeschwestern und wenigen Krankenbetten, unter denen jedoch schon zwei Freibetten sind.

Am 14. Juni 1885 fand die Einweihung des neuen Diakonissenhauses in Brooklyn und Einführung der ersten Probeschwester statt; eine zahlreiche Festversammlung hatte sich eingefunden, in welcher die Seeleute stark vertreten waren, eben ihre Missionare und geliebten Pastoren waren es ja, welche dies Werk angefangen hatten und noch leiten. Der damalige Vorsteher, Pastor Mortensen, hielt die Festrede und Einweihung; ein anderes Mitglied des Vorstandes, Pastor Everson, Pfarrer an der norwegischen Gemeinde in New-York, hielt eine zweite Ansprache. Mit Lob und Dank zum Herrn wurde die junge Anstalt in dem fremden Lande von den versammelten Landsleuten begrüßt, indem sie in die bekannten Loblieder der heimatlichen Kirche kräftig einstimmten. Einen besonderen Segen hofft man für unsere kranken Seeleute von dieser Anstalt; möchte Gott in Gnaden diese Hoffnung erfüllen, und auch hier in der Fremde die Liebeswerke der norwegischen Kirche gedeihen lassen!

Gegenwart und Zukunft.

Ach bleib mit deiner Gnade
Bei uns, Herr Jesu Christ,
Daß uns hinfort nicht schade
Des bösen Feindes List! J. Stegmann.

Zwei Jahrzehnte sind schon verflossen, seitdem der Same der weiblichen Diakonie in den Boden Norwegens ausgestreut wurde; unsere Diakonissenanstalt hat hat schon ihr 19. Jahresfest gefeiert. Die Anzahl der Arbeiterinnen wächst fortwährend schnell, so auch die Arbeit; 229 Schwestern stehen jetzt im Dienst unseres Mutterhauses, von denen ungefähr 160 in Krankenhäusern, Armenhäusern, Gemeinde- und Privatpflege, Magdalenen-, Gefangen- und Kinderpflege außerhalb des Mutterhauses, in den drei letzten aber nur in beschränktem Maße, arbeiten. Und in den himmlischen Wohnungen haben wir, wie wir zuversichtlich hoffen dürfen, eine kleine fürbittende Schar von 19 Schwestern, welche alle mit mehr oder weniger Freudigkeit bis zu ihrem Ende das gute Bekenntnis abgelegt und den guten Kampf gekämpft haben. Viele wieder ausgetretene Schwestern haben während ihrem Aufenthalt in unserem Hause wenigstens eine Anregung erhalten, welche sie im späteren Leben verwerten können, was mehrere auch wirklich thun. Wie alle Barmherzigkeitsanstalten, haben jedoch auch wir die Erfahrung gemacht, daß den großen Notständen gegenüber die Hilfe, die wir leisten können, nur wie ein Tropfen im Meer ist.

Trotz dem schnellen Wachstum erweiterten sich die Räumlichkeiten unseres Hauses aber nicht, was natürlich oft sehr schwer empfunden wurde. Vor vier Jahren schenkte zwar ein wohlthätiger Freund uns zum Bauplatz ein großes, schönes Grundstück mit Garten und Wiesen in gesunder ländlicher Lage nahe an der Stadtgrenze; zum Bauen kam es indessen wegen fehlender Mittel damals noch nicht. Ohne Schaden für die Entwickelung der Sache ließ es sich jedoch jetzt nicht länger aufschieben, darum mußte man vorigen Sommer wenigstens den Bau eines neuen Mutterhauses anfangen, früher oder später müssen dann noch Krankenhaus, Pfarrhaus, Siechenhaus, Feierabendhaus und ähnliche Baupläne ausgeführt werden.

Am 13. September 1886 wurde der Grundstein zu dem neuen Mutterhause von dem Primas der norwegischen Kirche, dem Bischof von Kristiania Dr. theol. C. S. Essendrop gelegt. Es war ein schöner Festtag für unser Haus, der auch von dem herrlichsten Herbstwetter begünstigt wurde. Zahlreiche Freunde — darunter auch Schwestern aus den schwedischen und dänischen Mutterhäusern — hatten sich zur Festfeier eingefunden. In der Mittagsstunde versammelte man sich an dem mit Flaggen und Blumenguirlanden geschmückten Bauplatz, wo die Mauern sich schon meterhoch erhoben, und nur ein offener Platz für den Grundstein, an der Stelle, wo der Altar der kleinen Kapelle sich erheben soll, gelassen war. Feierlich tönte der Gesang unter Posaunenbegleitung, dann bestieg Stiftsprobst Jul. Bruun die Kanzel und legte als Präsident des Vorstandes einen kurzen Bericht von der Diakonissenanstalt ab und las die Urkunde vor, die in den Grundstein hineingelegt werden sollte.

„In Gottes Namen wollen wir dieses Haus aufführen," setzte er fort. „Die Bauherren haben dafür gesorgt, daß der Bau auf dem Felsen steht; es gibt keinen Stein in seinen Mauern, welcher nicht auf festem Felsengrunde ruht. Wir müssen dafür sorgen, und kämpfen und darum bitten, daß der lebendige Bau, welcher hier seine Heimstätte finden soll, auf dem Felsen gegründet sei, daß jedes Glied auf dem unverrückbaren Grundstein ruhen muß — der Fels aber ist Jesus Christus. Die Bauherren müssen dafür sorgen, daß die einzelnen Steine genau und fest zusammengefügt werden, so daß Alles ein einziges Ganze bilden kann. Nächst dem Grund ist das Zusammenfügen das Wichtigste; wir müssen dafür sorgen, daß alle einzelne Glieder zusammengefüget werden, daß eins dem andern Handreichung thut nach dem Werk eines jeglichen Gliedes in seinem Maße und machet, daß der Leib wachse zu seiner Erbauung in der Liebe; aber das Zusammenfügen, die Gemeinschaft wird uns nur da geschenkt, wo der Herr uns schon vorher gesetzt hat in unserer teuren evangelisch-lutherischen Kirche. — — Wir müssen betonen, daß dies Werk nur eine kleine Abteilung in dem großen Bau der Liebe und der Barmherzigkeit ist, welcher nie vergehen kann. Wie die Entwickelung vorwärts gehe, in welcher Weise dies Werk sich dem Ganzen einfügen wird, wer kann es sagen? Wir können nicht darüber bestimmen, wollen aber öffentlich bekennen, daß die norwegische Diakonissenanstalt ihren Grund auf Jesus Christus richtet und ein Glied unserer Kirche ist, einen anderen Grund und eine andere Gemeinschaft darf sie nie bekommen, ohne sich selbst untreu zu werden."

Nachdem ein für die Feier gedichtetes Lied gesungen war, hielt der Bischof in eindringlichen Worten die Festpredigt und

legte dann die Urkunde in den Stein im Namen des dreieinigen Gottes. — Für die Arbeiter war ein Festmahl auf dem Bauplatz bereitet. Die Festgäste aber eilten zur Stadt zurück, um sich Nachmittags zur zweiten Feier des Tages in unserem alten Hause wieder zu versammeln, zur Einsegnung von 20 Schwestern. Diese wurde von Pastor Bomhoff vorgenommen, der seit 1. Oktober v. J. das Amt eines Vorstehers unserer Anstalt übernommen hat. Der Bau des neuen dreistöckigen Hauses schreitet rasch voran, viele Schwestern werden schon dort überwintern können und im Frühjahre 1888 hoffen wir, daß das Mutterhaus mit seiner kleinen Kapelle zur Einweihung fertig sein wird.

Zu dem Verein für innere Mission, dessen jetziger Leiter Professor der Theologie Fred. Petersen ist, steht unser Diakonissenhaus fortwährend in der Beziehung einer schon längst selbständigen, volljährigen Tochter zu ihrer Mutter. An der Verwaltung unseres Mutterhauses hat der Verein keinen Anteil, nur muß die Wahl von neuen Mitgliedern unseres Vorstandes von ihm bestätigt werden, und statutenmäßig wenigstens drei Mitglieder desselben dem Verein für innere Mission angehören. Nachdem somit die verschiedenen Töchteranstalten, wie das Diakonissenhaus, der Jünglingsverein und die Armenpflege selbständig dastehen und vielerlei Liebesthätigkeit in der Hauptstadt, wie: Mägdebildungsanstalten und Mägdeherberge, Sonntagsvereine für Mädchen, Rettungshäuser für Kinder, für entlassene Sträflinge, Krippen, Näh-, Strick-, Flick- und Industrieschulen für Mädchen, Flickvereine für arme Mütter u. dgl. ins Leben getreten sind, verwendet die innere Mission Kristianias ihre Kraft wieder hauptsächlich auf Verkündigung des Wortes Gottes für die Armen und Elenden. Zwei

Pastoren und zwei theologische Kandidaten nebst etlichen Kolporteuren sind als Stadtmissionare angestellt und nehmen sich besonders der zahlreichen Arbeiterbevölkerung an. Unter dieser findet der Zeitgeist mit seinem Gefolge von niederreißenden, gemeinschaftslösenden, keine Autorität respektirenden, ungläubigen Tendenzen nur zu leicht Eingang, namentlich bei dem gegenwärtigen ökonomischen Druck auf fast allen Gebieten und den politisch-radikalen Agitationen, welchen sie ausgesetzt ist.

Unerwartet schnell ist die ruhige, friedliche Kirchenzeit in Norwegen vorüber; plötzlich befinden wir uns schon mitten im Kulturkampf. Noch vor wenigen Jahren war das Christentum allgemein hochgehalten in unserem Lande, keine Stimme wagte es, seiner Lehre laut zu widersprechen; nur einen schwachen, dumpfen Wiederhall von dem Streite im Auslande vernahm man und ahnte kaum, wie bald wir selbst auch denselben Kampf führen müßten. Unsere Dichter, die sich meist in fremden Ländern aufhalten und dort den modernen Zeitgeist eingesogen haben, brachen demselben zuerst Bahn und übten in dieser Richtung immer mehr Einfluß auf die Jugend aus. Die Gährung, welche die politische Umwälzung und Alles, was damit in Verbindung stand, hervorrief, beschleunigte die Entwickelung. Während in Deutschland und in andern Ländern die neue Kulturströmung sich erst nach und nach entwickelte und laut wurde, kam sie mit aller Gewalt über uns; wie ein Sturmgewitter plötzlich tobend und brausend sich erhebt, so kamen die ersten Angriffe.

Zu unserem Schmerz mußten wir erfahren, daß die Bollwerke des Christentums unter uns nicht so stark und fest waren, wie wir erwartet hätten. Schon der erste heftige Angriff hat

einen Riß gemacht, durch welchen der Feind hineinschlüpfen konnte; er hat festen Fuß im Lande fassen können, von wo aus er den Krieg unermüdlich fortsetzt. Seine vorzüglichsten Waffen sind Zeitungen und Zeitschriften, die mehr oder weniger unverhüllt das Gift unter dem Volk verbreiten, und in der Hauptstadt wagt man es, das Evangelium des Fleisches offen zu verkündigen.

Ein Zeugnis davon, wie das Sturmgewitter den Schlamm aufgerührt hat, ist die Schmutzlitteratur, welche die letzten Jahre unserem Lande gebracht haben und die trotz polizeilicher Bestrafung der Herausgeber und Konfiskation der betreffenden Schriften dennoch in verschiedener Weise Verbreitung findet. Hellenbach'sche Theorien fanden unter Studenten schon Eingang, sodaß ein hervorragender Universitätslehrer, Professor der Theologie Fred. Petersen, sich letzten Winter veranlaßt fühlte, in einem Vortrag für die Studierenden das Thema: „Ehe und freie Liebe" zu behandeln. „Mit der ganzen Macht der sittlichen Indignation und mit den scharfen Waffen des Denkens deckte er den ganzen Betrug der neuen unmoralischen Lehre auf und zeigte, daß nicht nur das Christentum, sondern auch Moral und Kultur die Ehe forderten." Zur Ehre der Jugend sei es gesagt, daß der tiefernste, warnende Vortrag mit Beifall von den Zuhörern begrüßt wurde, und als derselbe im Druck erschien, war die erste Auflage nach wenigen Tagen vergriffen.

Die Aufdeckung der traurigen sittlichen Zustände übte ihre Rückwirkung auf die christliche Gemeinde, so daß die Arbeit der rettenden und bewahrenden Liebe mit erneutem Eifer und größerer Kraft betrieben wurde, namentlich scheint der Sittlichkeitsverein mit seinen besonderen Abteilungen für Männer

und Frauen, seine Mitternachtsmission u. dgl. schnell und energisch voranzugehen. Der Wunsch, die Thätigkeit der innern Mission durch nähere Verbindung der verschiedenen Vereine über das ganze Land kräftiger fortsetzen zu können, scheint immer lebhafter zu werden, immer mehr Vereine schließen sich dem Lutherstift an, das eine ähnliche Organisation in freier Weise wie die der norwegischen Gesellschaft für die Heidenmission auch für die innere Mission erstrebt.

Bei der letzten Generalversammlung des Lutherstiftes am 13. Oktober in Trondhjem — wozu viele Vereine Abgeordnete geschickt hatten — wurde mit lebhafter Teilnahme die von Pastor Gjör, Mitglied des Vorstandes, eingeleitete Frage behandelt: Was kann die innere Mission thun, um die Verbreitung der schlechten Litteratur zu hindern? Es wurde besonders hervorgehoben, daß es nicht mehr genügt wie bisher, sich nur auf die Hauptsache zu beschränken: Gottes Wort zu verbreiten und die schlechte Litteratur durch eine gute religiöse zu verdrängen suchen. Dies mußte zwar mit allem Eifer betrieben werden, es war aber auch nötig, den unter dem Volk erweckten Durst nach allgemeinen Kenntnissen entgegenzukommen, die moderne, populäre, wissenschaftliche Litteratur, die nicht zu Gottes Ehre dient, durch eine ähnliche, auf christlichem Grund ruhende zu ersetzen. Die ernste Besprechung zeigte, daß es allgemein erkannt wurde, dies sei eine brennende Frage, zu deren Lösung man gleich Hand ans Werk legen müsse; das Lutherstift wurde beauftragt, so bald wie möglich vorbereitende Schritte zu thun. Ein Vorschlag vom Bischof Laache wurde auch mit Beifall angenommen: weil, wie er bemerkte, die Tagespresse den gefährlichsten und meist anhaltenden Einfluß des Unglaubens vermittle, müsse man ihn auf demselben Wege entgegenwirken

durch Gründung und Verbreitung einer billigen Zeitung, welche wesentlich das Christentum in populärer Weise verteidigen sollte, kurz und klar die Gedanken des Unglaubens widerlegen, Bibelstellen, an denen der Unglaube sich besonders heftet, erklären u. dgl.

Sekten und separatistische Richtungen, die gern in aufgerührtem Wasser fischen, stellen sich auch jetzt bei uns mehrfach ein. Eben hat „General“ Booth in eigner Person die Heilsarmee in Kristiania eingeführt. Ein Haus wird schon gebaut, und wenn das erst fertig ist, werden mehrere „Offiziere“ hier angestellt werden, um Truppen für diese Armee zu werben.

Wir müssen Gott dankbar sein, daß Er unserer Kirche in dieser Zeit des beginnenden Abfalls eine Reihe tüchtiger Theologen gegeben hat, welche mit ihren verschiedenen Gaben und in verschiedener Weise den Kampf gegen den Unglauben energisch führen, wodurch sowohl Freunde wie Gegner den Gewinn größerer Klarheit erhalten und dem Einzelnen die Entscheidung für oder gegen Christus um so dringender gemacht wird. Einerseits wird mit psychologischem Scharfblick und der Überzeugung persönlicher Glaubenserfahrung das Wesen und innere Selbstwidersprechen des Unglaubens aufgedeckt, so wie die Erhabenheit und göttliche Vernunft des Christentums gezeigt, indem man sich fest und entschieden auf den Grund des Bekenntnisses unserer Kirche und der Zeugnisse der Väter stellt. Andererseits sieht man „die höchste Aufgabe dieser Zeit der Kulturfortschritte darin, mit Umsicht und Mut in die christliche Lebens- und Weltanschauung, sowie in die theologische Darstellung des einen unveränderlichen Christentums dasjenige, was ein sicherer Gewinn ist, hinein-

arbeiten. Dadurch will man die hauptsächliche Einheit von Christentum und Kultur ausbilden, so wie jede neue Zeit es erfordert, und insofern es möglich ist, den Beweis liefern, daß der Kampf nicht zwischen Christentum und Kultur, sondern zwischen Glauben und Unglauben geführt wird."

Allgemein wird es aber gefühlt, daß man sich nicht bei der Arbeit einzelner hervorragender Theologen begnügen darf, das übrige den Pastoren überlassend, sondern, daß jetzt ein ernster Ruf Gottes an alle Christen ausgeht, daß alle Kräfte der Gemeinde in Anspruch genommen werden müssen.

Die gegenwärtige Zeit ist auch für die äußere Gestaltung der norwegischen Kirche eine sehr ernste; wie wir schon bemerkt haben, ist sie ganz in den Händen des Staates, und die Aussicht in die Zukunft wird für menschliche Augen immer dunkler. In dem Storthing, dem die kirchliche Gesetzgebung obliegt, sitzen schon Abgeordnete von ausgeprägter ungläubiger Richtung, die nicht geringen Einfluß auf kirchlich indifferente Mitglieder ausüben, und blicken wir vorwärts, können wir uns nicht verhehlen, daß unter der Jugend, die binnen zwei bis drei Jahrzehnte leitende Stellungen in unserem Lande einnehmen wird, nicht wenige dem modernen ungläubigen Zeitgeist huldigen. Die früher erwähnte Adresse der freiwilligen Synode mit der Bitte um Organisation und beratende Stimme der Kirche wurde von der Regierung abgeschlagen. Da letztere aber in nächster Zukunft Reformen von durchgreifender Bedeutung für die ganze Entwicklung der Kirche beabsichtigte, so stellten sich Mitglieder der theologischen Fakultät und der Geistlichkeit Kristianias an die Spitze der Hirten und Lehrer der norwegischen Kirche, um eine neue Adresse an den König einzureichen mit der Bitte, daß er sein Recht als oberster

Bischof der Kirche zur Berufung einer Synode benutze, damit doch bei dieser Gelegenheit die beratende Stimme der Kirche gehört werde.

Diese Adresse wurde zwar abgeschlagen, aber mit der Bemerkung, daß eine freiwillig zusammentretende Synode demselben Zweck ebenso dienlich sein könne. Man ließ sich dies nicht zweimal sagen, schnell waren die nötigen Geldmittel gesammelt; in allen Bistümern wurden vorbereitende Versammlungen zu vorläufiger Diskussion der brennenden Fragen und Wahl von Abgeordneten zur Landessynode abgehalten. Anfang Februar trat diese in Kristiania zusammen. Eine tiefernste Stimmung ruhte über der Versammlung, die ihre Sitzungen mit dem volltönigen lauten Bekenntnis des apostolischen Glaubens begann und als nach vierzehntägiger Arbeit dieselben beendigt waren, vereinigten sich die Abgeordneten zu gemeinsamer Abendmahlsfeier. Die Verhandlungen gaben Zeugnis davon, daß die verschiedenen Richtungen durch die Not der gegenwärtigen Zeit belehrt, besser gelernt hatten, als man vorher hoffen durfte, in gemeinsamer Liebe zu unserer Kirche zusammen für ihre Entwickelung zur Freiheit und Selbständigkeit zu arbeiten.

Als Resultat der Landessynode wurde ein Gesuch der Regierung und später dem Storthing übersendet, in dem drei Vorschläge zu kirchlichen Gesetzen dringend empfohlen wurden: Erste Organisation der Kirche durch Synodalverfassung auf indirekte Wahl der Abgeordneten, Kirchen-Gemeinderat und genügende kirchliche Stimmrechtsregeln beruhend. Für die Landessynode wurde aber nur für's erste beratende Stimme in der kirchlichen Gesetzgebung begehrt, als das meiste, was man in jetziger Zeit zu erreichen hoffen könnte; zweitens für die Lokalgemeinden

durch ihren Kirchen-Gemeinderat einigen Einfluß auf die Wahl ihrer Pfarrer; drittens, Einführung wahlfreier Zivilehe, zugleich mit Aufhebung früherer Bestimmungen, welche die Kirche in Ausübung ihrer Zucht in hier hingehörenden Fällen hinderten.

Die Regierung hat zwar nicht diese Vorschläge der Landessynode gefördert, hätte sie auch nicht im Storthing durchsetzen können, wie es sich später zeigte. So schnell haben die Verhältnisse sich geändert, daß die liberale Regierung nach drei Jahren heftig und bitter von der radikalen Fraktion ihrer eignen Partei bekämpft wird. Die Proposition zu Kirchengesetzen sollte den inneren Zwiespalt erst recht offenbaren und den Streit zum Ausbruch bringen. Als die Regierung den Anfang kirchlicher Reformen mit einem Gesetz vom Kirchen-Gemeinderat machen wollte, fiel dasselbe mit großer Majorität, weil die konservative Partei, die in der Hauptsache mit dem Gesetz einverstanden war, wegen fehlenden kirchlichen Garantien, doch mit den radikalen Gegnern zusammen stimmen mußte. Auf dem Wege der Gesetzgebung scheint es also, daß der Kirche fürs erste nicht geholfen werden kann.

Der jetzigen Regierung verdankt doch die Kirche einige Reformen auf dem Gebiete der Gottesdienstordnung, die allgemein als Verbesserungen angesehen werden, wenn man auch über Einzelheiten verschiedene Ansichten und verschiedene Wünsche hatte. Eine neue Beichtordnung ist eingeführt, die eine laute Zustimmung der Beichtenden zu der an ihrer Stelle vom Pfarrer ausgesprochenen allgemeinen Beichte fordert. Weniger zufrieden ist man zwar mit der Erlaubnis, daß ausnahmsweise das Abendmahl auch ohne vorhergehende Beichte gespendet werden darf. Eine neue Liturgie für den Hauptgottesdienst kann nach freier Zustimmung jeder einzelnen Ge-

meinde eingeführt werden, welche die beiden Hauptmomente der kirchlichen Gottesdienstordnung seitens der Gemeinde durch Sündenbekenntnis und Glaubensbekenntnis wieder zu ihrem Recht kommen läßt. Neben den alten Perikopen, über die bis jetzt mit Ausschließung aller andern Texte alle Sonntage gepredigt werden mußte, sind zwei neue Textreihen eingeführt.

An einzelne Fortschritte auf dem Gebiete der Kirchen- oder Gottesdienstordnungen fehlt es also nicht, aber wie aus dem schon Erzählten hervorgeht, ist im ganzen die kirchliche Situation fortwährend sehr ernst, wie ernst, kennzeichnet der alte Streiter der Kirche, Professor Johnson, indem er eine lebhafte Schilderung von einem Schiffe im Sturm entwirft, wie es sich durch die brausenden Wogen vorwärts arbeitet; immer heftiger tobt der Sturm, immer höher steigen die Wellen, immer näher kommt man den Felsen, durch deren Brandungen man allein den Einlauf zu dem ersehnten Hafen erreichen kann, dann hört man durch das Toben der Elemente das Gefahr anzeigende Kommandowort: „Alle Mann auf Deck!“ Jetzt ist unser Kirchenschiff in solcher Gefahr, jetzt heißt es an die Söhne der norwegischen Kirche: „Alle Mann auf Deck!“ — Möchten viele dem Rufe folgen und zum Dienst des Herrn und seiner Kirche freudig bereit sein! Der eben begonnene Kampf ist heiß, wird vielleicht noch heißer werden, und nur mit Wehmut können wir uns an der zuversichtlichen Hoffnung stärken, daß die wahre Kirche Christi nie untergehen kann, sie wird reiner, gereifter und bewährter aus dem Kampfe hinausgehen; bevor dies geschieht, sind doch gewiß viele tiefe blutende Wunden geschlagen und die Reihen der Kämpfenden vielfach gelichtet.

Brüder und Schwestern des evangelischen Deutschlands!

gedenket fürbittend der Schwesterkirche im hohen Norden! Wir haben ja Deutschland schon so viel zu verdanken, nicht nur die Wohlthat der Reformation, sondern auch im Lauf der Jahrhunderte so viele Ewigkeitssaat, so viele geistliche Nahrung und Förderung, besonders auch so viele Anregung auf dem Gebiete der christlichen Liebesthätigkeit; wir führen ja auch, als Kinder einer Mutter, denselben Kampf; scharen uns um dasselbe Banner des gemeinsamen Bekenntnisses. Besonders wenden wir uns an die große Schwesternschar Deutschlands, nicht nur an diejenige, welche den Diakonissenhäusern angehören, sondern an alle, die von Oben geboren, Kinder desselben Vaterhauses sind, mit der Bitte, sie möchten mit uns beten, daß das heilige Feuer der barmherzigen Liebe im Norden wie im Süden immer höher flamme, immer weiter Licht und Wärme von Oben verbreite, immer mehr glühende Kohlen auf die Häupter der Feinde sammle, so daß dieser unser schöner Dienst unter den Vorposten der streitenden Kirche immer besser ausgeführt werde, indem wir die Waffen des Lichtes immer sicherer führen lernen und uns ganz im Dienste unseres Herrn opfern! Im lebhaften Gefühl der Gemeinschaft des Glaubens, die, weil aus Ewigkeitssamen entsprossen, tiefer und inniger vereinigt wie die Bande des Blutes oder der Nationalität, wollet ihr gewiß, liebe Schwestern, besonders vor dem Gnadenthron der Schwestern im Norden gedenken, und so wollen wir uns in gegenwärtiger Zeit oft im Geiste gemeinsam durch das Kampf- und Siegeslied unserer Kirche: „Ein feste Burg ist unser Gott“, ermuntern lassen, bis wir durch Gottes Gnade einst in der triumphierenden Kirche gemeinsam das neue Lied im höheren Chor anstimmen dürfen.

Druck von August Pries in Leipzig.

Nissen.
Norwegische bilder.

187359

JUN 13 '40 W. C. Sater
JUN 10 Sem Off